BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Klein, Anton,

Sammlung zur Aufmunterung des guten Geschmackes in der Pfalz

Mannheim 1776

H.g.hum. 215 m#Beibd.2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10445926-9
VD18 14565145-001

Sammlung
zur Aufmunterung
des
guten Geschmackes
in der Pfalz
samt
einigen vorläufigen Gedanken
über
den Einfluß
des
guten Geschmackes
auf den Staat und die Religion

von
Anton Klein,
Professör der Weltweisheit und schönen
Wissenschaften.

Mannheim
gedruckt in der Kuhrfürstlichen Hofbuchdruckerei
1776.

Gedanken

über

den Einfluß des guten Geschmacks

auf den

Staat und die Religion.

Was ist der Staat ohne Menschen? und was sind die Menschen ohne Wissenschaften? Was sind die Wissenschaften selbst ohne Geschmack ... durch die schönen Künste geb... ...t zurück in die ...

Bayerische Staatsbibliothek München

Gedanken
über
den Einfluß des guten Geschmackes
auf den
Staat und die Religion.

Was ist der Staat ohne Menschen? was sind die Menschen ohne Wissenschaften? Was sind die Wissenschaften selbst ohne Geschmack, der durch die schönen Künste gebildet wird? Gehet zurück in die glücklichen Zeiten Athens,

wo der Geschmack im einfältigen und schönen Kleide der Natur den Grundriß zu allen Wissenschaften zeichnete, und ihre Tempel errichtete. Welcher Schimmer umgab diese Lehrerinen des Menschengeschlechtes! Sie schienen, wie ihre Freundinen, die sie erzogen, wie ihre Gespielinen die schönen Künste aus der Hand der Natur hervorgekommen zu sein. Durch ihr ernstes Wesen erweckten sie keinen Widerwillen oder Eckel, sondern Bewunderung; und da sie von den Schönheiten und Annehmlichkeiten der Musen begleitet wurden, reizeten sie zu gleicher Zeit.

Die Rechtsgelehrtheit war das schönste Kind der Natur. Die Gesetze waren einfach, bestimmt und unterrichtend; ein jeder Bürger konnte ein Gesetzkundiger sein, und war es. Denn ein jeder war verpflichtet, nach den Gesetzen dem Richter Rechenschaft zu geben, durch dessen Lebenswandel dieselben Hochschätzung und Ehrfurcht erhielten. Man

lese

lese die weisen Gesetze eines Solons; man wird sie mit Erstaunen lesen; man wird das Volk glücklich schätzen, das durch die Regeln und Grundsätze der Weisheit konnte regiert werden. Die Staatskunst empfing ihre grosen Männer aus den Armen der schönen Künste. Plato, Phocion, Xenokrates waren Zöglinge der Musen. Die Staatsklugheit bestund in der Rechtschaffenheit, in der Tugendliebe, in der Standhaftigkeit, das Gold der Könige zu verachten, und unbestochen mit eisernem Muthe allen Gefahren Troz zu bieten. Die Stimme dieser Lehren, die ohne Unterlaß in ganz Griechenland erscholl, und schon im Ohre des Jünglinges ertönte, gieng vom Parnaß aus, und das Meißel der Künstler verewigte die erhabenen Menschen, die grosen Männer des Vatterlandes.

Die Demostenen führten die Geschäffte des Staates; ihre Beredtsamkeit machte

ihn unüberwindlich, und donnerte die Könige von ihren Stadtmauern zurücke. Die Regierungskunst und Weisheit giengen Hand in Hand; denn es regierten Weltweisen, die unter der Hand des guten Geschmackes in den Lorberhainen der schönen Künste zum Throne aufblüheten.

Die Weltweisheit war nicht der Kampfplatz der Streitsucht, sondern die Schule der Vernunft und der Spiegel der Wahrheit. Man glaubte, schön denken, und richtig denken könnten nicht von einander getrennet werden. Die Dichter waren die Weltweisen; der erste unter den Philosophen schrieb die Regeln des Geschmackes nieder, und Sokrat, den das Orakel für der Weisesten seiner Zeit erklärte, der in seiner Schule so viele grosen Männer bildete, hatte sich selbst zuvor in der Schule der Grazien gebildet, deren Bildsäulen er mit eigner Hand verfertigte, und der Nachwelt als ein ewiges Denkmal seines reinen Geschmackes überlies.

Die Kriegswissenschaft — wenn sie nicht so kunstmäsig war, wie heut zu Tage, so hatte sie auch nicht nothwendig, es zu sein. Sie bestund in der Tapferkeit — diese fuhr aus den Bildsäulen des Phidias und Praxiteles in die Seelen der Bürger, und nährte sich durch die Thaten ihrer Helden und Götter, die ihnen Homer sang, und Sophokles darstellte. Sie bestund in der Klugheit — die schönen Künste führten sie auf ihre Bahn, und sie wandelten in ihren Fussteigen: in der Vatterlandsliebe — wer weckte die Flamme dieser Tugend in Athen? Wer begeisterte mit ihrem Feuer alle Glieder des Staates? waren es nicht die Männer, deren Mund alle Tugenden lehrte, die aus Finsterniß Licht machten, und deren unwiderstehliche Beredtsamkeit die feurigen Worte in jedes Herze legte: **Ihr gehöret dem Vatterlande zu.** Sie bestund endlich in der Ruhmbegierde — man empfing den Kranz der Unsterblichkeit aus der Hand der

 Pindare;

Pindare; und der Held glaubte am Ziel seiner Wünsche zu sein, wenn sein Name aus dem göttlichen Munde des Dichters erscholl. So ward die Kriegswissenschaft nicht auf einige Männer eingeschränkt, denen das Elend einen Haufen Miethlinge zur Anführung übergibt: jeder Bürger ward ein Soldat, und jeder konnte ein Held sein.

Rom erbte mit den Schätzen der Künste viele dieser Vortheile, und genoß sie, bis der gute Geschmack seinen Stral zurück zog, und das goldene Zeitalter sich in Dunkelheit verlor. Nun waren die Reiche aller Wissenschaften unglückliche Staaten, die ein jeder, der hinein trat, verheerte. Da stand der gothische Steinhaufen der Rechtsgelehrtheit in den Wolken der Barbarei; aus der Halle der Philosophie ging Thorheit in die ganze Welt aus; am Platze der sittsamen und betrachtenden Vernunft war Eigendünkel und Wortgetös; die Könige übten sich in Schul-

gefechten,

gefechten, und da sie ihre Rechte nicht kannten, ergaben sie ihre Hände den Fässeln der Schwärmerei, und verwüsteten ihre Länder um ein Wort, das man nicht verstehen wollte, und sie selbst nicht verstunden. Sie hatten keine andere Räthe, als Unwissenheit Trägheit und Gewaltthätigkeit. Die Kriegswissenschaft bestund in der Tollheit einander anzufallen — es war kein Staat mehr.

Ist es der Eigensinn des Verhängnisses, oder das schöne Gesetz der Nothwendigkeit, daß die Zierde der Wissenschaften jederzeit mit dem Glanz der schönen Künste verschwindet, und das eben diese Zierde niemals wieder als in dem Schimmer ihres Lichtes erscheinet?

Lasset uns die Beweisthümer nicht in Italien, Frankreich und Angelland suchen; sie rühren weniger, als diejenigen, die wir in unserm Schose finden. Werfet einen

Blick auf euer Vätterland! wo fing man an, das Gold der Wissenschaften von seinem dichten tausendjährigen Schlacke zu reinigen? Dort in jenen beglückten Ländern, wo die grosen Vätter des Geschmackes aufstunden, deren Namen man nur mit Ehrfurcht nennet. Wo liegen sie noch im unförmigen, übelbearbeiteten, fast unbrauchbaren Klumpen, so zu sagen, unter den Trümmern der Barbarei verborgen? Dort in den beweinenswürdigen Gegenden, wo man zum Troz der glücklichen Zeit, die jeden finstern Bau des gothischen Alterthumes einstürzet, vor dem erheiternden Antlize des Geschmackes die Augen zubindt, und mit Fleise im Dunkeln herum tappet. Ist es nöthig, daß ich mich erkläre? Wer Augen hat zu sehen, der siehet es leider! und seufzet.

Aber wie kann es anders sein? Der Geschmack ist die Empfindung des Schönen. Der Mann von Geschmack ist also derjenige,

in

in dessen Herzen die Saiten der Empfindung auf das richtigste gestimmet sind; wo jeder niedrige oder zu sehr erhöhte Gedanke, jeder falsche Begriff, jedes unächte Wort einen Mißton giebt, und nur die Vollkommenheit das Gefühl des Angenehmen und Schönen hervorbringt.

Wenn also ein Mann von Geschmack, ein schöner Geist eine Wissenschaft bearbeitet, so wird sie ohne Unordnung, ohne Mangel, ohne Flecken, ohne sinnliche Unvollkommenheit aus seinen Händen, wie aus den Händen der Künste selbst, hervorgehen.

Was hat man hingegen von einem Manne zu erwarten, der dieses Gefühl nicht kennet, und dessen Herz hinter dem dichten Schilde der Pedanterei keine sanfte Empfindung empfangen kann? Sahen nicht die Ausländer alle unsere Wissenschaften mit Schrecken als Ungeheuer an, die jetzt,

in der Gesellschaft der schönen Künste, Huldgöttinen sind, die die Augen aller Völker an sich ziehen. Man lese die Bücher eines Abbtes oder Mendelsons und eines sogenannten peripatetischen Philosophen: jene sind Lebensfrüchte, die die Seele erquicken, und diese sind einem entlegenen Schopfe gleich, wohin man altes Holzwerk, das zu nichts brauchbar ist, aus den Augen der Menschen wegschleppet. Man höre die Lehren der Gottesgelehrtheit aus dem Munde eines deutschen Bossuet und Fenelon; man lese die Schriften eines Seelman, Felbiger und Wurz; man halte die Bücher eines Sonnenfels gegen die Geschmacklosen Schriften mancher Rechtsgelehrten; die Geschichtbücher, die die Empfehlung eines Gatterers verdienen, gegen die alten Chronickenschreiber und Märchensammler — welcher Unterschied! Hier ist Verwirrung und Magerkeit, dort ist Kern, Kraft und Stärke; hier ist Ungereimtheit, dort Geschmack; hier überfällt uns Eckel

und Verdruß, dort reizet Anmuth und Vergnügen!

Ich behaupte nicht, daß alle Werke aller schönen Geister vollkommen sind; nein! es giebt, wie in allen Dingen, Stufen im Geschmacke; zudem wer eine Wissenschaft bearbeiten will, der muß sie gründlich besitzen. Der Geschmack ist nur der Künstler, der diesen Diamant von seiner dunkeln Rinde säubert, seinen Stral vervielfältigt, und denselben in das Gold seiner Schreibart einfasset.

Auch ist es wahr, daß es ohne Empfindung für die Schönheit der Künste grose Gelehrten geben könne: es sind zu allen Zeiten solche gewesen. Aber was ist unerträglicher als ein Gelehrter ohne Geschmack? Nach dem Mase seiner Kenntnisse erweitert er das Reich der Pedanterei; er redet von der Weisheit, die ihn nicht kennet; er wandelt

im Finstern durch das Feld der Gelehrsamkeit, die ihn aufbläst, und kömmt endlich an die Gränzen der Thorheit, wo er der Welt lächerlich wird; in sich selbst vergnügt, erhebt er sich über die übrigen Menschenkinder, macht die Wissenschaften zu Sklavinen, die er als ein Despot vor den Augen der Welt verschlossen hält, oder wenn sie an seiner Hand hervortreten, so reißt er diese Töchter des Himmels mit sich in die Labirinthe der Verwirrung; da verlieren sie sich, oder verwandeln sich in Ebenteuer, vor deren Anblicke der Verstand zittert, und die Vernunft zurück fliehet.

Auf solche Art wäre es aber nothwendig, daß man die schönen Wissenschaften studierte? Ihr möget selbst den Schluß machen, ihr Unglaubigen! Aber wie kann man ihnen die edle Zeit weihen, die man auf die Brodwissenschaften verwenden sollte? O ihr Unedeln, die ihr die Tugend selbst, ja so gar

die Religion zur Brodwissenschaft machet! Ist denn nichts schön, nichts liebenswürdig, nichts nützlich, als was so gleich Geld in die Küsten zaubert? Was nennet ihr denn, sich auf die Brodwissenschaften verwenden? den Kopf und das Herz veröden lassen, ein paar Wissenschaften in einer fremden, lange nicht halb gelernten Sprache, unzubereitet, ohne Geschmack, roh hinunter schlingen? denn dieses ist öfters die Art zu studiren, die unsere Jünglinge ergreifen müssen. Ihr Söhne Germaniens! höret die Stimme der Natur! bauet nicht die Oberfläche, sondern das Innere eurer Seelen an; scharret nicht die Bruchstücke von allerhand Wissenschaften in euerem Gedächtnisse zusammen; lernet sie mit Empfindung, mit Beurtheilung, mit Geschmacke, lernet sie als Eingeweihte im Tempel der schönen Künste.

Wer sollte es glauben? Es giebt Menschen, die sich in den Kopf gesetzt haben, daß die

schönen

schönen Wissenschaften der Religion gefährlich sein.

Ich muß es zwar gleich anfangs gestehen, daß die Kinder des Verderbnisses die Reize der schönen Künste zum Putze des Lasters, und ihre Waffen zur Vertheidigung des Unglaubens mißbrauchet haben. Aber ist nicht alles, was heilig ist, ein Opfer des Mißbrauches geworden? Hat man sich nicht der Religion selbst wider die Religion bedienet? Ist darum die Religion sich selbst gefährlich?

Die schönen Künste an der Hand der Tugenden sind im Gefolge der Religion; sie sind niemals schöner, niemals thätiger, sie arbeiten niemals zweckmäßiger, als wenn sie sich dem Dienste ihrer Königin widmen. Die Religion ist heilig, selbst Licht — denn der Herr des Lichtes hat sie der Vernunft zur Führerin gegeben; sie kann von nichts

erschaffenem einen Glanz empfangen. Aber wir sind Menschen; ihre Schönheit muß uns gezeiget, ihre Lehren müssen durch die Sinne in unser Herz gepflanzet werden.

Die Wissenschaften sind die Mittel, wodurch sie sich den Sterblichen kenntbar und liebenswürdig macht. Verwildet das Reich der Wissenschaften; so wird der göttliche Saamen, den die Religion ausstreuet, von den Dornen der Wissenschaften selbst ersticket werden; ihr Heiligtum werden wilde Gesträuche bewachsen, und man wird es mit Schauer ansehn. Haben nicht ganze Jahrhunderte diese traurigen Folgen empfunden? Welche Verwirrung! welche Ungewitter! welche Zerrüttungen auf dem ganzen Erdboden! Die Rechte des Staates und der Religion waren vermenget; die Philosophie trug ihre Unsinnigkeiten bis in das Heiligtum der Gottesgelehrtheit. Die Abtrinnigen und Irrglaubigen mehrten sich von Tag

zu Tage. Die Schwärmerei steckte ihre Fahnen aus; die Völker empörten sich, und Christen kämpften wider einander! Wer kann die Blutströme anschauen? Die Religion sas in den Hallen ihrer Tempel im Trauergewande, mit zerstreuten Haaren, Thränen in dem Auge, die Kron im Staube, und jammerte, und schrie um Hilfe wider ihre Söhne, die sie entheiligten.

In dem glücklichen Italien, an dem Throne einer grosen unsterblichen Familie erwachte der gute Geschmack von seinem langwierigen Schlummer; die schönen Künste zogen die Wissenschaften aus ihrem Chaos hervor; die Religion erheiterte ihre Stirne; ihr Angesicht stralte über die ganze Welt, und niemand kann sagen: ich kenne sie nicht. Welche grosen Männer haben für sie ihre Stimmen erhoben! Ich verliere mich in der unzählbaren Reihe erhabener Geister, deren ewige Werke alles übertreffen,

was die aufgeklärteste Jahrhunderte hervorgebracht haben. Sage man mit nicht, daß man von der Zeit an fast aller Orten den giftigen Hauch der Freidenkerei einathmet: es müssen Ungläubige sein, dies ist der Triumph der Religion. In den Jahrhunderten der Unwissenheit schrie alles: Religion, und fast niemand kannte sie; heut zu Tage verlassen sie viele offenbar; aber die in ihrem Schose sind, erkennen ihre Göttlichkeit, und die Überzeugung leitet sie auf dem Pfade ihrer Lehren. Ehemal, wo man ihre Heiligkeit und Wahrheit durch Irrthümer und Lügen zu verdringen suchte, nannte sich jeder einen Freund, einen Vertheidiger der Religion: heut zu Tage zeigen sich ihre Feinde im Lichte; aber sie sind Lästerer, man erschrickt vor ihnen. Der geistreichste Kopf fand ehedessen mit Mühe in den dunkeln Klüften der Unwissenheit ihre reinen unbefleckten Lehren; wer kann sich jezt vor ihren Stralen verbergen? Damals

schlug man sich todt um den Namen Religion, und vergas die Menschenliebe; heut zu Tage sieht man oft die unglückseligsten Menschen, welche die Religion verspotten, noch von Menschenliebe entflammet, die die Hand der Religion in ihre noch nicht verderbten Seelen gepflanzet hat. Den mächtigsten Einwurf, den sie wider die Religion hervorbringen, haben ihnen die finstern Zeiten an die Hand gegeben; aber sie haben Unrecht: sie schieben den Geist der Schwärmerei auf die Religion, da er das Eigentum der Unwissenheit und Dummheit ist. Die Schwärmerei ist eben so wenig ein Kind der Religion, als die Freidenkerei ein Kind der aufgeklärten Wissenschaften ist; sondern beide sind Mißgeburten der Barbarei; die eine kam früh aus ihrem Schose, und starb mit ihrer Gebärerin; die andere, nicht so scheußlich, als die erste, aber furchtbarer, dauerhafter und unbezwinglicher, kam noch aus der Asche ihrer Mutter hervor, sperrte ihren

tausendfachen Rachen wider die Religion auf, und ihre zerschmetterten Köpfe werden nach Jahrhunderten noch empor wachsen, und sich vermehren.

Sehet! dies sind die schrecklichen Folgen der Unwissenheit. Wenn nun die Wissenschaften ihren Glanz dem reinen Geschmacke, der durch die schönen Künste gezeuget wird, zu danken haben, was für einen glücklichen Einfluß haben nicht unsere Freundinen auf die Religion?

Aber dieser Einfluß ist nur mittelbar; sie haben noch einen andern nähern Einfluß auf dieselbe, den uns von ihrer Vortrefflichkeit vollkommen überzeugen muß.

Die Religion empfiehlt uns, die Schönheit und Mannichfaltigkeit der Geschöpfe zu betrachten, und von denselben unsere Seele zu dem Schöpfer zu erheben: die schönen

Künste zeigen uns die verschönerte Natur, gleichsam als eine zweite künstlichere Welt, und reissen von sich selbst den Geist zu jenem mächtigen Wesen hin, von dem sie diese Kraft der Schöpfung empfangen haben.

Das Aug zeiget den Ausenschein der Dinge; die Dichtkunst führet die Seele an der Hand der Philosophie und der Entzückung bis zu den innern Triebwerken der Natur von Schönheiten zu Schönheiten, von Welten zu Welten bis zu dem Thron der Gottheit, wo sie dieselbe nicht einem leeren Erstaunen überläßt, sondern Dankbarkeit und Anbetung einflößt.

Man streitet über die Eigenschaften der Seele, und vergißt dabei den grosen Meister, der sie ihr selbst unbegreiflich gemacht hat; aber wer mißkennet die Macht eines Gottes, wer hebt die Augen nicht zum Himmel, wenn er sieht, daß ein Künstler seine Seele, so

zu sagen, vervielfältiget, und in ein schlechtes Tuch, in todte Steine hinein zaubert?

Die Religionskenntniß besteht in dem Zusammenhange groser Begebenheiten und wichtiger Lehren, die von Menschenalter zu Menschenalter müssen fortgepflanzet werden. Die schönen Künste sind gleichsam die Bewahrerinen und Heroldinen derselben; und dies ist ihr hoher Stolz, daß nichts in der Welt ist, so in diesem Stücke mit ihnen darf in Vergleichung gebracht werden. Durch sie können Millionen die ganze Geschichte der Religion mit einem Blicke übersehen. Sie besitzen die Kunst, die unbegreiflichsten Geheimnisse dem zarten Gedächtnisse der Kinder einzuprägen, und die grosen heiligen Gegenstände, die dem falschen Weltweisen Ärgerniß und Thorheit waren, dem Lästerer selbst verehrungswürdig zu machen. Die bildenden Künste allein haben alles, was die Religion groses, schönes, erhabenes

und lehrreiches hat, durch die berühmtesten Meisterhände vor die Augen der Welt hingestellet; die grosen Werke der Rafaele, der Titiane, der Corregionen, der Rubense, der Polidore, Caracci, und so vieler anderen, sind in den Sälen der Grosen dieser Welt, wo sich alle Nationen versammeln, sie zu betrachten, nicht nur ewige Denkmäler der Kunst; sie sind auch Heiligtümer der Religion, die den Christen auferbauen, erquicken, und mit himmlischem Troste erfüllen; den Unglaubigen aber beschämen, zurückrufen oder verdammen.

Was soll ich von der Beredtsamkeit und Dichtkunst sagen? Ich kann mich nicht in dieses Meer einlassen. Aus so viel tausend Erzeugungen dieser Künste, die der Religion Ehre machen, will ich dich allein nennen, du groses Meisterstück der menschlichen Vernunft, in dem ich das Bild meines Messias finde. Du bist der Ruhm der deutschen

Nation, die Zierde der Dichtkunst, und ein kostbares Kleinod der Religion. Mit Rechte geht der Flattergeist bei dir flüchtig vorüber: er ist unfähig, dich zu begreifen, unwürdig, deine Schönheiten zu empfinden. Du bist das Gesang der Himmelsbewohner, das Lieblingsgedicht des Christlichen Philosophen, der, entfernt vom Geräusche der Welt, in vergnügter Einsamkeit, gelagert am stillen Felsen unter den Flügeln der Betrachtung in die ganze Schöpfung hinblickt. Da ists, wo er die erhabenen Bilder der göttlichen Messiade anstaunet, die grosen Lehren erwäget, und die hohen Reize empfindet. Ströme der Thränen stürzen aus seinen Augen; er vergißt die Macht der Dichtkunst, vergißt sich selbst, überläßt sich ganz dem süsen Zug der Religion, und geniest die Wonne des Himmels in den Armen seines Erlösers.

Der Zweck endlich der Religion ist, das Herz des Menschen gegen jede Tugend em-

pfindsam zu machen. Auch dies ist der edle Zweck der schönen Künste; und hiedurch stehen sie mit der Religion in der engsten und wesentlichsten Verbindung. Das menschliche Herz ist ihr Gegenstand. Weg mit den kriechenden Geschöpfen, die es nur zu ergötzen suchen; Menschenliebe, Liebe zur Rechtschaffenheit, zur Warheit, zur Gerechtigkeit, zur Standhaftigkeit und anderen Tugenden ist die Hauptempfindung, die die Künste zu erregen sich bestreben. Dahin zielen ihre Kräfte, dazu verschwenden sie ihre Reize. Und wer kann ihnen widerstehen, wenn sie uns eine Tugend in ihrem Glanze zeigen? Wer kennt nicht ihre unbeschränkte Herrschaft über die Sinne und das Herz der Sterblichen! Sie sind die schönen liebenswürdigen Zauberinen, deren Kraft bis in die verborgenste Falte des Menschenherzens wirket, die mit allmächtigem Zuge alle unsere Gefühle reizen, jede todte Empfindung zur Flamme aufwecken, und jede

wilde Leidenschaft zur sanften Empfindung der Tugend umbilden.

Wer Tugend saget, nennt einen Namen, bei dem sich die mehrsten Menschen etwas dunkles oder gar nichts denken. Tugend ist ein abgesonderter Begriff, der nur in dem Sinne des grosen Geistes helle wird. Aber die schönen Künste haben uns jede Tugend sinnlich und sichtbar gemacht; wir können, so zu sagen, mit ihnen reden und wandeln; sie haben verächtliche Erde, Farben, Holz und Marmor von ihrer Niedrigkeit zur Tugend — zum Bilde der Gottheit erhoben. Die Gerechtigkeit sizt auf dem unbewegten Throne, Wagschale und Schwert in der Hand, mit ernsthafter Gebärde, und bedeckten Augen, die sich von keinem Schimmer blenden lassen. Welche Lehren für schwache Richter! Die Unschuld im weisen Gewande ruht an einer klaren Quelle, in der sich die Sonne spiegelt, auf den grünen Wiesen, und blickt mit heiterem Gesichte in den schönen Himmel, wo

sie

sie den Kranz ihrer Belohnung sieht, und das flammende Schwert, das wider ihren Unterdrücker oder Räuber gezücket ist. Wer wünschet sich nicht das sanfte heitere Vergnügen dieser seltenen Tugend? Die Beständigkeit steht auf ihrem ewigen Felsen, prellt mit dem diamantenen Schild alle Pfeile zurück, schauet mit unverrücktem Auge in die Ungewitter des Himmels, die um sie her brausen und donnern, in die Stürme des Meeres, das sich aus dem Abgrunde über ihr Haupt erhebet, und zurück stürzet. Welche schwache Seele erhebet sich nicht über sich selbst bei diesem Anblicke? Die Menschenliebe kömmt aus dem Schose der Gottheit, ein Himmel glänzt auf ihrer Stirne, ihr Blick winket verlassenen Erdensöhnen, die sie in ihre offenen Arme aufnimmt; ihr Schos öffnet sich, und schüttet die Gaben des Überflusses in den Schos der Armuth und des Elendes. Aus dem Reich der Menschlichkeit mit dem, der bei diesem Bilde nichts

em-

empfindet! die Religion selbst, die der Gottlose nicht kennen will, stellet sich durch die Hand der Kunst seinem Auge dar. Sie stehet am Altare des Höchsten mit erhabenem Haupte, ihre Stirne ist mit Ehrfurcht umkränzet, im Auge ist Anbetung, und von der Brust gehet die Flamme zum Himmel. Wer kann sie anblicken, ohne von Ehrfurcht erfüllet zu werden.

Wie die schönen Künste die Tugenden liebenswürdig schildern, so stellen sie die Laster in ihrer ganzen Häßlichkeit dar. Sehet nur den Unglauben der Gotteslaügner an den Ketten aller Laster, wie er seine giftigen Augen vor der Sonne zudrückt; sehet den Geifer auf seinen scheußlichen Lippen; höret das Zischen der Schlangen, die sein Haupt umschlingen; könnet ihr ihn lieben? könnet ihr euch in seine Klauen stürzen?

O du! dessen Freundschaft mir so theuer ist; würdiger Mann! dessen Seele grös

denkt

denkt, dessen thätiger Geist so oft aus dem Gewimmel der Geschäffte in die lieblichen Auen der schönen Wissenschaften sich flüchtet, und dessen Herz alle ihre Reize empfindet, möchte dich die ganze Welt sehen, wie ich dich gesehen habe, als du in der Betrachtung der schönen Künste im Überflusse der Empfindungen ausriefst: wie ist es möglich, keine Religion zu haben, wie ist es möglich, nicht tugendhaft zu sein!

Hier mache ich den Schluß. Ich würde kein Ende finden, wenn ich mich meinem Hange, und dem Strome meiner Empfindungen überließe. Was ich gesagt habe, ist nichts weniger als eine vollständige Abhandlung über den Nutzen des guten Geschmackes. Wer wird Beredsamkeit genug besitzen, ihn nach seinem ganzen Umfange zu beschreiben? Ich habe nichts gethan, als einige Gedanken gesagt, die ich nicht mehr in meinem Herzen verschliesen konnte.

Vorbericht zur Sammlung.

Das Geschenk, das ich mit dieser kleinen Sammlung dem Vatterlande mache, muß ihm, so gering es immer ist, merkwürdig und kostbar sein. Wenn unser Erdboden Früchte hervor bringt, die er zuvor niemals getragen hat, so sehen wir sie mit Vergnügen an, und brechen die Erstlinge davon mit besonderer Lust ab: warum sollen wir uns nicht freuen, wenn wir Früchte des Geistes edler Jünglinge erblicken, dergleichen unter uns — es ist jedermann bekannt — noch niemals erschienen sind. Die Liebhaber und Kenner der schönen Wissenschaften haben längst unsere Bestrebungen mit Vergnügen angesehen; sie haben unsern Prüfungen beigewohnt, denselben ihren Beifall geschenkt; und sie sind es, auf deren Begehren ich diese kleinen Schriften herausgebe.

Da sie das Lob eben dieser Männer von Geschmacke schon verdienten, als sie dieselben ablesen hörten: so müssen sie jedermanne

um destomehr willkommen sein, da ich das Zeugniß gebe, daß es Arbeiten meiner jungen Herren sind, und ich kein anders Verdienst dabei habe, als daß ich die Anleitung gegeben, und sie so lange daran habe ausbessern lassen, bis ich glaubte, daß sie damit vor den Augen der Welt erscheinen dürften. Es ist zu wünschen, daß diese Art, den Geschmack der Jugend zu bilden, bei uns allgemeiner werde. Es ist Ungereimtheit, Zeitverlust, Verderbniß des Geschmackes, und die Quelle eines unbeschreiblichen Schadens, wenn junge Leute nicht angehalten werden, daß sie dasjenige, was sie verfertigen, zur Vollkommenheit ausarbeiten; wenn sie täglich etwas anders vor sich nehmen müssen, das vorhergehende mag aussehen wie es will, und also ein elendes Stück nach dem andern auf das Papier schmieren. Dies ist der unglücklichste Weg, die Jugend zu führen. Wozu dienen tausend schlechte geschmacklose Gemälde? Man lasse den Anfänger nur

eines

eines schön entwerfen und ausarbeiten. Es wird mehr werth sein. Vielleicht würde uns jetzt mancher geringe Künstler nichts als Meisterstücke liefern, wenn man sie gleich anfangs von ihm gefodert hätte, oder würde zum wenigsten den Pinsel abgelegt, und die Kunst nicht entheiliget haben. Nicht jeder kann gleich grose Werke hervorbringen; aber der Lehrer soll keine schlechte hingehen lassen. Es giebt nur eine ganz verderbliche Sache in der Welt: die Gewohnheit zu fehlen. Woher kömmt es, daß manche Leute, die auch grose Fähigkeiten besitzen, nachdem sie den schönsten und grösten Theil ihrer Jugend mit Schriftenverfertigen, mit Nachahmen, Übersetzen und Auswendiglernen zugebracht haben, nicht einmal im Stande sind, ihre Gedanken in einem Briefe von sechs Zeilen ordentlich auszudrücken, daß sie, nachdem sie tausend Schriften verfertiget haben, so bald sie etwas zu ihrem Gebrauche und Nutzen aufsetzen sollen, da sitzen, Wörter

zusammen suchen, und nach langem Schwitzen öfters nichts als elendes Zeug zusammen bringen? Man lasse einen Jüngling eine mit Geschmacke gewählte Aufgabe bearbeiten. Das erstemal wird sie gemeiniglich voller Fehler sein; man zeige ihm diese an, und gebe ihm sein Werk zur gänzlichen Umarbeitung. Das zweitemal wird es besser aussehen; man freuet sich mit ihm über die glücklichen Gedanken und Ausdrücke, die man darin beobachtet; man entdecke ihm mit Vernunft und Gelassenheit die zurückgelassenen Fehler; er wird sie mit Lust bessern. So fahre man fort, bis das Werkchen einigermasen das Gepräg der Vollkommenheit erlange.

Dies ist die Art, nach welcher die Stücke, die ich hier liefere, von meinen Lehrlingen sind verfertiget worden. Es sind theils ihre eigene Erfindungen und Ausarbeitungen, theils Übersetzungen aus dem Lateinischen und Französischen.

Verschiedene Kenner nannten sie grose Anfänge, von denen wir uns mit der Zeit sehr vieles zu versprechen haben. Einige davon hatten schon die Ehre, in einer Sammlung zu erscheinen, die zum Ruhme unseres Vatterlandes von Ausländern mit vielem Beifalle ist aufgenommen worden.

Ich halte sie für nichts, als für geringe Früchte eines Saamens, dessen Vortrefflichkeit wir zwar erkennen müssen, aber von dessen ganzer Nutzbarkeit wir erst nach Verlauf gewisser Jahre vollkommen können überzeuget werden.

Ist nicht dieser majestätische Baum, der seine befruchteten Äste so weit umher trägt, und sein glänzendes Haupt zum Himmel erhebet, das Werk der Zeit und die Erzeugung eines Saamenkörnchens? Betrachtet diese stolzen Kunstgebäude, diese Paläste, diese Tempel, diese herrlichen Säulen, diesen zu

Menschen tausendfach belebten Marmor, diese Wunder der Malerei, diese Schätze des Altertums, und neuerer Zeiten, diese Meisterstücke aller Künstler, — dieses Rom! — es waren ehemals öde verlassene Hügel — es ist das Werk ganzer Jahrtausende; aber der Tag, an dem ein Mensch die ersten Grundsteine dazu in der Erde befestigte, muß Rom, uns und der Welt noch immer heilig sein.

Darf man kleine Dinge mit grosen vergleichen? — oder kann uns dies etwas kleines sein, daß die Wissenschaften verfeinert, die Jugend gebildet, der gute Geschmack durch dieselbe fortgepflanzet, und mit der Zeit allgemein durchs ganze Vatterland verbreitet werde? O ihr alle, deren beste Gesinnungen fürs Vatterland warm und thätig sind, die ihr durch eure Schriften und Bemühungen das Reich unserer Muttersprache reiniget und verschönert, die Thore zum

Tempel

Tempel der schönen Wissenschaften eröffnet, und das Heiligtum der Grazien euern Brüdern im glänzendsten Lichte zeiget, ihr seyd Gutthäter des Menschengeschlechtes, ihr streuet den Saamen zu jenen grosen Ärndten aus, die unsere Enkel erfreuen werden, ihr leget die Grundsteine zu einem Gebäude, worauf künftige Jahrhunderte stolz sein werden. Ich sage nicht zu viel. Wer unsere Nation kennet, versteht mich; er weis, daß man sich alles von seinen Unternehmungen versprechen könne. Die Köpfe der Pfälzer sind wie das Erdreich ihres Landes: man darf sie unter die fruchtbarsten der Welt zählen. Man muß nur säen und bauen.

Meine Anfänge und Beiträge sind klein, aber mein Zweck ist gros und erhaben. Möchten doch meine Wünsche so wirksam sein, als sie heiß sind! seit unermüdet, ihr wahren Bürger des Vatterlandes! Seit gros genug, euch durch nichts niederdrücken zu lassen!

Lasset uns mit vereinigten Kräften arbeiten, mit glühendem Eifer diejenigen Wissenschaften verbreiten, die die Zierde der Menschen sind. Lasset uns — zum Trotze des Vorurtheiles, das sehen will und blind ist, zum Trotze aller niedrigen Seelen, uns zu dem hohen Ziele hinauf arbeiten!

Abhandlung
über die
Frage:
Ob in Betreffe des Einflusses auf die Verbesserung
der Sitten
eine wohleingerichtete
Schaubühne
mit der
Geschichte
könne in Vergleichung gezogen werden.

Bekannt ist der Spruch des Seneka: Der Weg der Lehre ist weitschweifig; der Weg des Beispieles aber kurz und fruchtbar. Denn lesen wir etwas, das

ein Mensch gethan hat: so schliesen wir alsbald, daß es noch geschehen könne; ja wir fühlen in uns den Trieb, eben dasselbe, so fern es für uns vortheilhaft ist, zu verrichten. Daher hat Cicero die Geschichte eine Lehrmeisterin des Lebens genannt, die, obschon sie selbst nichts vorschreibt, doch durch die Stimme des Beispieles das Leben der Menschen einrichtet und sicher leitet. Sollte wohl die Schaubühne mit der Geschichte um diese Ehre streiten dörfen? Ich behaupte, daß sie so gar einen Vorzug vor derselben habe. Denn welche Gattung der Beispiele biet diese dem Leser an, die nicht jene dem Zuschauer vor Augen stellen kann?

Verlangen sie, meine Herren, vortreffliche und glänzende Beispiele, die durch ihr Licht dem Verstande vorleuchten? um diese zu haben, muß man auswählen. Aber die Geschichte wählet nicht allezeit aus. Sie nimmt gemeiniglich auf, was ihr das Schik-

sal

fal anbiet. Die Muse der Schaubühne hingegen nimmt keine als ausbündige und herrliche Beispiele an; denn sie selbst suchet sie heraus, und zu allem, was sie auslieſt, trägt ihr die Vernunft die Fackel vor.

Wünschen sie ansehnliche Beispiele, welche durch das Gewicht ihres Ansehens bis in die Gemüther eindringen? Die Geschichte wird zwar dergleichen zu Zeiten darlegen, die sie doch meistens mit geringen zu untermischen pflegt, damit sie nicht in Verdacht komme, als hätte sie etwas aus Unachtsamkeit übergangen. Die Muse der Schaubühne hingegen wird nichts als höchst wichtiges herbeibringen; was gering ist, wird sie weglassen, und mit Fleis übergehen.

Fodern sie Beispiele der Gerechtigkeit, die durch Belohnung der Tugend, und durch Abstrafung des Lasters, zu jener reizen, von diesem aber abschrecken? Solche wird

die Geschichte sich jederzeit wünschen; allein nicht selten wird sie auch wider ihren Willen ganz widrige darreichen. Ja sie wird sich öfters gezwungen sehen, Tugenden im Elende, Laster im Schose des Glückes vorzustellen. Die Auferbauung eines guten Beispieles wollte es zwar anderst haben: allein die Treue der Geschichterzählung läßt solches nicht zu. Unsre Muse hingegen wird nichts vorbringen, wenn es nicht heilsam ist. Hat sie eine Tugend im Verlaufe des Schauspieles geprüfet, so wird sie den Kranz der Belohnung derselben am Ende aufsetzen. Hat sie im Gegentheile dem Laster einen beglückten Flug gegeben, so wird der traurige Ausgang dasselbe desto schändlicher herunter stürzen. Dieses fodert die Frucht des guten Beispieles, und giebt die Freiheit der Schauspieldichtkunst zu.

Begehren sie Beispiele, so nicht allein für sich selbst die besten sind, sondern

welche auch auf die beste Art vorgestellet, und im schönsten Licht angebracht, zugleich den Sinn erleuchten, und das Herz bewegen. In diesem Stücke triumphiret die Schönste der Musen, und siehet die Geschichte weit hinter sich.

Denn wenn die Beispiele schon einen Glanz von sich geben, da man sie zu Hause im Schatten liest, und den Augen platt, ohne Farbe, ohne Verzierungen, kaum mit einigem Wörterschmucke bekleidet, vorgelegt sind: Welchen Glanz, welche Stralen werden sie nicht in dem herrlichsten Pracht der Schaubühne von sich werfen, wo sie durch die Personen der Spielenden in ihren eigenen Kleidungen sich zeigen; und wo man sie in dem Schimmer ihrer Würden und Ehrenzeichen, und endlich in der herrlichsten Ausrüstung des Schauplatzes auftreten siehet.

Giebt es Beispiele, die schon ein Leben besitzen, da sie auf lebloses Papier gezeichnet, und an stumme, oder doch ohne Klang redende Buchstaben geheftet sind: Welch ein Leben, welch ein Geist muß denn aus ihnen hervorleuchten; wenn sie in den Personen der Schauspieler aufleben, wenn sie sich bewegen, wenn sie mit erhabner Seele, mit klingender Stimme, mit beredtsamen Gebärden vor unserem Angesichte daher steigen. Denn also werden sie auf der Schaubühne vorgestellet. Da sehen, da hören, da erfahren wir alles so lebhaft, so begeistert, daß die Wahrheit nicht selten von der Nachahmung übertroffen zu sein scheinet. Ja man sollte glauben, die Ordnung der Jahrhunderte sei zurück gesetzet, die weitschichtigen Plätze sein in den engen Raum der Schaubühne zusammen gezogen, wir sein auf einmal in jene Örter und Zeiten, in welchen jede Sache vorgegangen, übersetzet; oder der Schauplatz des Erdbodens erneure

sich, und die Sachen selbst geschehen noch einmal vor unsern Augen.

Hier, meine Herren, liest man Ihnen nicht, wie dort in dem Studierzimmer, oder in der Ecke eines Büchersaales die vortrefflichen Thaten jener Helden vor, welchen die Liebe zum Vatterlande, zu ihren Ältern und Kindern, zu ihren Gattinen und Freunden einen unsterblichen Ruhm bei der Nachwelt erworben hat. Vor Ihren Augen stehen diese Helden; sie sind nach einer langen Zeit aus dem Grabe wiederum erwecket, zum Leben zurückberufen, und an das Tageslicht geführet worden. Man sieht ihre frommen, redlichen und grosmüthigen Bemühungen. Sie opfern ihr Leben auf das neue dem Tode für das Heil des Vatterlandes, ihrer Ältern, Kinder und Ehegattinen. Auf ein neues streitet der Bruder mit dem Bruder, ein Freund mit dem andern, nicht deswegen, wer von beiden leben, sondern wer von beiden

 sterben,

sterben, und durch seinen Tod das Leben des andern erkaufen dörfe.

Hier liest man nicht aus einem Buche die starkmüthigen Kämpfe vor, welche Christen von jedem Stand und Alter für den Glauben und die Religion unternommen haben. Vor unsern Blicken glühen die Stirnen, in unserm Ohre knallen die Donner, mit denen blutdürstige Tirannen drohen, und eben diese Drohungen zerfliegen in den Wind. Traurige Ältern flehen, und ihr Bitten stößt an unbewegliche Felsen. Bebende Bräute sind mit heisen Thränen überströmet, und diese haben keine Kraft. Man biet einem ein Leben mit allen Ergötzungen an; und ein schöner Stolz verschmähet es. Der Tod mit den peinlichsten Werkzeugen stellet sich unter das Angesicht; und ein unverrücktes Aug heftet den unerschrocknen Blick darauf. Der Blutsstab ist gebrochen, und man empfängt das Todesurtheil mit

Dank. Das Schwert des Henkers verweilet; man reizet es, man läuft ihm entgegen.

Hier entdecket man nicht in verschiedenen Geschichtschreibern entsetzliche Schicksale und schreckliche Strafen der Vattermörder, Blutschänder, Verräther, und Aufrührer. Man stellet Ihnen die Häupter der Lasterhaften so sichtbar, als sie in ihrem Leben waren, oder auch noch deutlicher, als sie gewesen sind, vor. In Ihrer Gegenwart brennen sie auf; sie wüthen, sie erblassen, sie toben, sie knirren mit den Zähnen, und Wuth schäumt aus ihrem Munde. Indem Sie zusehen, straft sie entweder die Gerechtigkeit; oder sie strafen sich selbst: da sie der Augen beraubt, mit dem Schwert durchbohrt, oder durch die brennenden Fackeln der Furien gemartert, das ist, durch die schmerzlichsten Stacheln des Gewissens zerfleischet werden. Was kann schrecklicher, um eine Furcht vor dem Laster, was kann

reizender sein, um Liebe zur Tugend zu erregen, als solche Beispiele, welche in solches Licht versetzet sind? Ja die Schaubühne führt so gar die Tugenden von den Lastern, die Laster von den Tugenden nicht abgesondert auf, wie es gemeiniglich in der Geschichte geschiehet, welche alle einzele Sachen nach einander in der nämlichen Ordnung, auf demselben Orte, und zu derselben Zeit erzählet, in welchen sie geschehen sind. Das Schauspiel aber setzet eins dem andern entgegen; wie in einem Gemälde Farben auf Farben abspielen. Und also siehet man zugleich Herzhafte und Starke mit Feigen und Schwachen, sanftmüthige Lämmer mit grimmigen Löwen, eingezogene mit stolzen Geistern, Freigebige mit schändlichen Geizhälsen, Gesparsame und Mäßige mit Verschwendern, Tugendsame mit lastervollen Böswichtern auftreten. Welch ein schöner Glanz muß nicht aus diesem wechselweisen Zuschauen, und aus dieser gegenseitigen

Vor-

Vorstellung hervorschimmern, und sich über die reizende Tugend verbreiten? welch eine häßliche Finsterniß muß nicht das Laster überziehen?

Euch rufe ich zu Zeugen auf, die ihr sowohl Beispiele leset, als auch auf der Schaubühne anschauet, ihr sollt sagen, ob diejenigen, die hier auftreten, nicht weit mehr rühren, als diejenigen, die aus einer Geschicht erzählet werden? Euch selbst, ihr Geschichtbücher habe ich zu Zeugen, die ihr so selten eine Thräne von euren Lesern erpresset! Und ihr endlich gebt selbst das beste Zeugniß, ihr Schaubühnen; ihr Kampfplätze der Helden, die das Auge der Zuschauer so oft und so häufig befeuchtet hat!

Was war die Ursache, daß Sokrates; den die Stimme des Orakels, das ist der Ausspruch des ganzen Volkes, für den Wei-

festen erkläret hatte, was war die Ursache, daß dieser Mann den Schauspielen des Euripides beiwohnte? War es nicht diese: daß er die Lehren, die er seinen Schülern einflösete, bei sich überlegte; oder Lehren, die er denselben einflösen wollte, sich sammelte?

Was trieb den Aristoteles, den Scharfsinnigsten unter den Weltweisen an, mit so grosem Fleise, mit so genauer Ausarbeitung von der Schauspieldichtkunst zu schreiben? War es etwas anderst, als damit er, da er in dem Liceum eine Schule auf die festesten Grundsätze gegründet hatte, noch eine andere auf der Schaubühne errichtete, die er ebenfalls durch die vortrefflichsten Gesetze und Regeln befestigte?

Ich übergehe alle ältere und weltliche Zeugnisse und Beispiele. Man sage mir nur: warum hat jener grose Erzbischoff von Mailand, den eine wahre Heiligkeit des

Lebens

Lebens sowohl, als der Lehre vor der Welt so berühmt gemacht, warum hat dieser vortreffliche Kirchenvatter seinen Witz und seine Feder zur Ausbesserung der Schauspiele verwendet? Er glaubte — es ist offenbar — daß diese, so fern sie gereiniget wären, für die allgemeine Heilung der Sitten sehr ersprieslich sein würden.

Was war die Ursache, daß jener Verwalter Frankreichs unter Ludwig dem Gerechten, dem sein Ansehen über alle Mitbürger des Königreiches, und sein Verstand über alle Menschen erhob, daß dieser grose Minister mit eben jener Hand, die den Zepter über Europa führte, das Silbenmas ergriff, tragische Verse verfertigte, und, (wenn es doch zu glauben erlaubet ist) von den Geschäfften und Sorgen, die er zwischen dem Staate, der Kirch und dem Kriegswesen theilte, auch nicht einen geringen Theil der Schauspielmuse widmete?

Wollte

Wollte vielleicht derjenige dem Vatterlande Spielwerke vorlegen, der einer ganzen Welt die erstaunungswürdigsten Schauspiele vorgestellet hatte? Nein! andere Gesinnungen hatte dieser weise Mann. Ein Mann, welcher den heiligen Wissenschaften eine Wohnung mit königlichem Pracht aufrichtete; welcher die französische hohe Schule unter dem Königlichen Schutz auf festen Fus stellete, eben dieser, um die Herzen der Könige und Bürger zu unterrichten, wollte auch eine Schule gründen, die mit königlichen und bürgerlichen Beispielen auf das stärkeste befestiget wäre.

Groser Ludwig! Aus was Ursäche hast du jenen zweiten Fürsten der französischen Schaubühne von der Ruhe zur Arbeit berufen, und seiner Feder Trauerspiele abgezwungen, die vor den kleinen adelichen Jungfrauen sollten abgehandelt werden? Wolltest du vielleicht dem kindischen Alter kindische

Ergötzungen zubereiten? Gewiß nicht! Erhabner waren deine Gedanken. Deine Güte stellete diesen zarten Jungfrauen Beispiele und Lehren der Frömmigkeit vor, denen das Glück geringe Heimsteuer mitgetheilet hat, die sie alsdann in die durchleuchtigsten Familien übertrugen. Aber welche Werke hast du von dem berühmtesten Künstler der Trauerspiele empfangen! O Athalia! O Ester! O göttliche Gedichte! würden allezeit diesen ähnliche verfertiget werden: so würde man nicht mehr fragen, ob von der Schule des Schaupspieles für die Sitten etwas nützliches; sondern ob für dieselben etwas schädliches herrühren könne?

v. Stengel.

Ehre

Ehre ohne Verdienst.

Dem Mann, den keine Tugend schmückt,
Den kein Verdienst, nur Ehren zieren,
Dem hat es so geglückt,
Wie den berühmten Thieren,
Die ehmals ein verblendter Staat
Vergöttert hat.
Betrachte diese Götterthiere,
Bewundre sie!
Nein! fluch dem Aberglaub' und wünsche nie,
Das Glück geehrter Stiere!

v. Stengel.

Das Dasein Gottes.

Höret ihr Völker der Welt! es wohnt ein Beherrsch-
er im Himmel!
Alle Geschöpfe rufen euch laut: er hat uns gemachet!
Wenn die Morgenröth über die wachenden Hügel
herauf steigt,
Und die Thore des Lichts mit ihrer Rosenhand öffnet,
So ertönt sein Name schon aus der Kehle der Vögel.
Ihn nennt so laut der stillere Thau am niedrigen Grase,
Als die vergöldeten Wolken dort an der Strase der
Sonne.
Wenn durch die liebliche Dämmrung der Abend auf
leichteren Flügeln
Über die Felder sich schwingt, den Sperling ins
ruhige Nest führt;
Preist nicht der silberne Mond, besingen nicht mildere
Sonnen,
Loben nicht sanftere Wolken die Weisheit und Güte
des Schöpfers?
Herr! dein Dasein rühmen die Welten, dein Da-
sein verkündigt
Dort der zertretene Wurm; die Flieg im Munde
der Schwalbe

Lobt deine Fürsicht wie über dem Haupte die leuchtenden Sterne.
Stürmende Meere und Wetter und Blitze und donnernde Wolken
Preisen die Allmacht, und auch der säuselnde Flügel der Mücke.
Auf ihr Könige! auf! mit euern gewaltigen Heeren,
Eure Flotten bedecken das Meer, und eure Verfechter
Überschwemmen die Welt, der ganze Erdboden bebe
Unter den eisernen Schritten der Krieger, und euere Fahnen,
Durch die Lüfte hinströmend, umhüllen das Antlitz der Sonne,
Auf ihr Beherrscher aller Jahrtausend! versammelt, versammelt
Euch, ihr Götter der Erd, und ruft aus dem Nichts ein Stäubchen,
Ruft es, wie unser Gott die Welten dem Unding entwinket.
Sagt: wer legte das Nichts Millionen Welten zum Grunde?
Wer sagt dem Meer: bis hieher, nicht weiter geht deine Herrschaft?
Wer umwickelt mit Luft die unermessene Erde?
Wie die Mutter ihr Kind mit sanften Windeln umschlinget?

Wessen mächtiger Finger, bezähmt die sprengenden
Flammen
In dem Busen des Erdrunds? wer sagt dem Kothe der
Furchen.
Nähre durch tausend und tausend Jahre Millionen
der Menschen?
Wer bereitet dem Adler die Nahrung? wer giebt
sie der Ameis?
Und wer sagt ihr: dies Körnchen sei für den Winter
bewahret?
Ihr sagt: dies thut die Natur. Betrogene, elende
Träumer!
Saget: was ist die Natur? ist sie ohne Fürsicht
und Weisheit?
Wie kann sie Fürsehung thun? wie kann sie Werke
verrichten?
Die der schärfeste Sinn des Menschen niemals durch-
gründet?
Ist sie vernünftig und weis, so ist sie der Anbetung
würdig:
Sie ist Gott, ein ewiger, unermessener, weiser
Und allmächtiger Gott ist sie!

v. Stengel.

Kleant

Kleant und Kunz.

Kleant ist nicht wie andre Richter,
Die, eh sie sprechen, hundert Zweifel sehn.
Und Kunz ist nicht wie manche Dichter,
Die bis nach Mitternacht an einem Verse drehn:
Denn dieser reimt bei Tag in guter Ruh,
Und braucht nie seinen Kopf dazu;
Bei jenem aber ist der Ausspruch schon geschehen,
Eh' er die Akten angesehen.

v. Stengel.

Abhandlung
von der
Gutthätigkeit.

Es ist eine Schande für den Menschen, die Menschlichkeit unter die Zahl der Tugenden zu setzen; sie ist weniger seine Eigenschaft, als seine Wesenheit. Ein Mensch sein, und nicht menschlich handeln, das heist wider die Gesetze der Natur leben.

Die Menschlichkeit besteht darin, daß man die Pflichten des Menschen erfüllet: sie ist also keine Tugend, sondern eine Schuldig-

keit. Es ist eine ganz andere Sache um die Gutthätigkeit. Für diese laßt uns unsern Weihrauch aufbewahren; oder vielmehr: die Bosheit soll sie in Ruhe die Freude geniesen lassen, welche sie in Ausspendung ihrer Gaben empfindet. Ein gutthätiger Mensch kann verlangen, glücklich zu sein; aber er kann es niemal sein, wann er Unglückliche siehet. Seine Seele leidet bei dem Anblicke unserer Übel; er findet seine Ruhe nicht wieder, als wenn er dieselben vertilget oder versüset hat.

O! wie wenig vertraue ich mich denjenigen Menschen an, welche das Wort Menschlichkeit immer auf den Lippen haben. Sie reden als Gesezgeber, und das weitschichtige Gemälde unserer Armseligkeiten läßt sie nichts als unnüze Wünsche machen. Die Unmöglichkeit, allen Menschen beizustehen, dienet ihnen zum Vorwande, daß sie keinem helfen. Sie geben Geseze, andere

glücklich

glücklich zu machen, und der Bedürftige, aus Mangel der Hilfe, schmachtet vor ihren Augen.

O du, dessen Tugend mich so oft entflammet hat, Freund! dessen Verlust mich noch immer so viele Thränen kostet; ich erinnere mich an jene glücklichen Tage, wo ich dir Mitten unter deinen Untergebenen folgte; niemals schien mir ein Monarch so gros zu sein, wie du.

Beliebt von der liebenswürdigsten Gemahlin, war dieser grose Mann der Gegenstand der Anbetung seiner Kinder. Seine ruhige Seele verabscheuete die Leidenschaften, die zu heftig sind; und in seiner süsen Philosophie war er um nichts bekümmert, als wie er seine Gutthaten andern mittheilen könnte. Es war genug, unglücklich zu sein, um von ihm gekannt zu sein. Diejenigen, die das Alter geschwächet, fremder Hilfe,

und eigener Kräfte beraubet hatte, waren besonders die Lieblinge seines Herzens. Er glaubte in ihnen die verehrungswürdige Person seiner Vorfahren zu sehen Die Aufrichtigkeit und Munterkeit versammelten die wahren Freuden um ihn her, und die verbannte Üppigkeit ward durch die lieblichen Tugenden der Gastfreiheit ersetzet. Das Geschrei der Unglücklichen war sein Feldzeichen. Ich sah ihn von seinen Kindern umgeben, seinen Dörfern und Hütten zu gehen, und alle seine Herrschaften durchwandern, gleich einem gutthätigen Flusse, welcher den Überfluß allenthalben verbreitet. Ich sah bei seinem Durchzuge den Winzer seine Arbeiten unterbrechen, den Ackersmann mit seinem Pfluge stille stehen, und ihre Kinder, nachdem sie alles, was sie in den Händen hatten, in die Furchen warfen, zu ihm hinlaufen, und seine Füße umfassen. Die Freude war auf ihrem Angesichte gemalet; sie hefteten ihre Blicke auf ihren Herrn, und folgten ihm

mit

mit den Augen nach; und da sie ihn nicht mehr suchen konnten, erhoben sie ihre Hände zum Himmel, segneten ihn, und begaben sich zu ihrer Arbeit zurücke.

Sehet da Züge der Gutthätigkeit.. Ich muß ihn nun auch reden lassen. O! daß seine Worte in aller Menschen Herzen gegraben würden! Er nimmt sich vor, ein Zufluchtsort zu errichten, und Einkünfte für das schwache Alter und für die Kranken aller seiner Herrschaften zu bestimmen. Die Wichtigkeit und Nutzbarkeit seines Unternehmens machten ihn den Tod fürchten, den er noch niemals gefürchtet hatte.

Er versammelt seine Kinder um sich her: ihr seid empfindsam geboren, sagt er zu ihnen; der Unglückliche sah euch oft Thränen vergiesen, und der Himmel, der mich mit seinem Seegen überhäufet, hat mich zum Zeugen davon gemacht. Sehet diese Un-

glückselige, derer Augen allein auf euch geheftet sind. Ich sage ihnen alle Tage: Verlasset euch auf meine Kinder. Mein hohes Alter beunruhiget mich, meine geliebten Söhne! versprecht mir, mein Vorhaben zu vollziehen, und euer Vatter wird ruhig sterben.

Sie versprachen es mit einem Eide, errichteten das gewünschte Denkmal noch vor seinen Augen, und heiligten es der Gutthätigkeit.

Täglich empfieng dieser beglückte Vatter durch seine Kinder die Belohnung seiner Tugenden. Ich sah von seinen Augen die süsesten Thränen fliesen, da sein jüngster Sohn voll der zärtlichsten Empfindungen zu ihm sagte: mein Vatter! kommet, wir wollen unsern guten Leuten beispringen.

Welche Empfindungen! welche Tugenden! welche Menschen! Ich erinnere mich allezeit, nicht ohne heftige Rührung, an die Worte; welche ein Scithe zu Alexandern sagte: **Wärest du ein Gott, so würdest du den Menschen nicht so viel Übel zufügen.**

v. Beckers.

Die Ehre der schönen Wissenschaften.

Als Herr Belloi in die Stelle seiner Durchleucht des Grafen von Clermont trat: erhob Herr Batteux dieses besondere Beispiel einer so schätzbaren Gleichheit, welche die Seele aller gelehrten Gesellschaften ist, auf folgende Weise:

Ein Privatmann, der sich den Wissenschaften geweihet hat, ist heute der Nachfolger eines Prinzen vom Geblüte. Dieser Ausdruck ist neu, und ist niemals in einer Akademie von Europa gehört worden, eben so wenig, als dieser: ein Prinz vom Geblüte trat in die Stelle eines Gelehrten, der ein

Privatmann war. Der Graf von Clermont hat es gewollt, der König hat es erlaubt. Merkwürdiger Zeitpunkt für die Dichtkunst und schönen Wissenschaften, welche niemals in einem Reiche der Welt, noch in einem Jahrhunderte so viele Ehre empfangen haben! *)

v. Beckers.

---

*) Bei unsern Vättern waren die Barden oder Dichter Räthe und Lehrer der Könige und der Völker. Die Könige und Fürsten nahmen sie in ihre Familien auf. Sie waren die ersten nach dem, der auf dem Throne sas. Kaiser Heinrich, Konradin von Schwaben, Margrafen von Brandenburg und Meißen, Herzoge von Anhalt und sehr viele andere waren selbst Dichter. Wir können also die ältern Zeiten Deutschlands den gegenwärtigen in Frankreich, in Betreffe der Ehre der schönen Künste, schon entgegen setzen.

Das Pferd
und
der Stier.

Ein munterer und herzhafter Knabe ritt auf einem stolzen kriegerischen Pferd prangend über die Wiesen hin. Im vorbeigehen rief dem Pferde ein Stier zu: wie bedaure ich dich, daß du von so schwachen Händen geführt, hier öffentlich erscheinst? Ja schwachen Händen überlasse ich den Sieg, antwortete das Pferd ganz gelassen; Herr Stier! was für Ehre machte es mir, ein Kind auf die Erde zu werfen?

v. Beckers.

Schilderung des Prinzen Eugen.

Der Prinz Eugen war der glücklichste Feldherr, und der geschickteste Minister, den das Haus Österreich von mehreren Jahrhunderten her gehabt hat. Er hatte einen richtig denkenden und erhabenen Geist, die Eigenschaften und die nothwendige Tapferkeit, die erfahrensten Feldherren zu besiegen. Wenn ihm seine Unternehmungen bisweilen mißlungen, so erwarben ihm die Umstände, welche die unglücklichen Zufälle verursachten, ein neues Lob. Er war nicht allzeit Herr, zu thun was er wollte. Einer von seinen Freunden fragte ihn eines Tages während dem langen spanischen Erbfolgungskriege die Ursach des tiefen Nach-

denkens

denkens, in dem er ihn versenket sah. Ich überlege, sagte er, daß, wenn Alexander der Grose wäre verpflichtet gewesen, die Gutheiheisung der Gesandten von Holland zu haben, um seine Entwürfe zu vollziehen, seine Eroberungen bei weitem nicht so schnell würden gewesen sein. Die Tapferkeit war nicht die einzige Eigenschaft des Prinzen Eugen. Die Friedensschlüsse zu Rastadt und Pasarowitz haben eben sowohl seinen Namen verewigt, als seine Siege. Er war das Muster der Minister, die Weltweise sind. Er war mild, ein Menschenfreund, gelassen, ohne Hochmuth, entfernt von aller Verachtung gegen andere, ohne Pracht, und von einer nicht gemeinen Grosmuth. Obschon er kaltsinnig war, und sich zurück zu halten wußte, so war er dennoch empfindsam gegen die Reize der Freundschaft. Er übte sich in den Wissenschaften in dem Laufe seiner Siege, und war ihr Beschützer am Ruder des Staates. Alle schönen Künste hatten Reize

für

für ihn. Unter drei Kaisern, denen er gedient hatte, ist der erste, wie er zu sagen pflegte, nämlich Leopold, sein Vatter gewesen; weil er für sein Glück, wie für das Glück seines eigenen Sohnes besorgt war. Der zweite, Joseph, sein Bruder, weil er ihn geliebt hatte wie ein Bruder. Der dritte, Karl der VI, sein Herr, weil er ihn wie ein König belohnt hatte. Dieser Kaiser, weicher ihm die Ruhe seines Reiches zu danken hatte, sagte in Mitten der Unglücksfälle, welche auf den Tod des Prinzen Eugen folgten: das Glück des Staates ist es todt mit dem Helden?

v. Beckers.

Die Grille und die Nachtigall.

Die Grille.

Du hast nicht allein das Recht zu gefallen; auch ich habe Bewunderer gefunden.

Die Nachtigall.

Und wer sind sie, um Vergebung?

Die Grille.

Die Schnitter hier auf dem Felde. Dieser da hat mich so gar dir vorgezogen. Sie erstaunen, wenn sie meinen Gesang hören. Ich erleichtere und versüse ihnen ihre Arbeit. Ich verstehe das Geheimniß, die nützlichsten Bürger zu ergötzen.

Die

Die Nachtigall.

Du sagst mir aber nichts von ihrem Geschmacke? Liebe Frau Nachbarin, was beweiset die Entzückung einiger Dummköpfe, die gedrückt von der Last der Arbeit, alles für süs hinunter schlingen. Wenn du mir deinen Gesang rühmen willst, so warte bis der Schäfer, dessen Flöte das Echo dieser Thäler reizt, gerührt sein Lied unterbricht, um das deinige zu hören.

So macht sich ein kleiner schwacher Dichter in seinen eigenen Augen gros, und wenn ein Bav ihn lobet, so glaubt er dem Virgil gleich zu sein.

v. Beckers.

Die

Die Biene und der Schmetterling.

Die Biene.

Wo gehst du hin, sagte eine Biene zu dem flüchtigsten der Schmetterlinge? du flatterst von einer Blume zu der andern?

Der Schmetterling.

Ich scherze und spiele in den Thälern; der Frühling schmücket sie mit jungen Rosen; sieh nur, wie sie halb aufgeschlossen so schön in Knöpfen da stehen. Welch ein heftiges Verlangen nach denselben empfind ich nicht!

Die Biene.

Und dieses Verlangen — sättigt es dich?

Der Schmetterling.

Sieh doch! habe ich nicht Flügel? ich eile geschwind zu den Lilien, und zu den Nelken, und zu den jüngsten Hiacinthen; dort auf dem verborgensten Wasen will ich das Veilchen überraschen; von dannen flieg ich fort wie ein Pfeil.

Die Biene.

Und was ist endlich die Frucht von diesem Herumflattern?

Der Schmetterling.

O mein Kind! da wir so kurze Zeit leben, so muß man nicht lang vernünfteln. Niemals erblicke ich zween Frühlinge; so hat es das Schicksal gewollt; und ich will, daß in meinem beglückten Laufe die guten Augenblicke die Zahl der Jahre ersetzen.

Die Biene.

Geh, pack dich! — Mußt' ich mich auch so lang mit einem so nichtswürdigen Geschöpfe aufhalten. Fort! eile dich zu ergötzen, ich eile, der Welt zu nützen.

v. Beckers.

V o l t å r e.

Grose Fähigkeiten und grose Mißbräuche: bewunderungswürdige Züge, und erniedrigende Ausschweifungen: Einsichten, die seinem Jahrhundert Ehre machen, Verwirrungen, welche die Schande davon ausmachen: Empfindungen, die die Menschlichkeit adeln, und Schwachheiten, welche sie herunter setzen: alle Reize des Witzes und alle Niederträchtigkeiten der Leidenschaft-

en:

ten: die lebhafteste und glänzendste Einbildungskraft, und die verhaßteste und empörende Sprache der Cyniker: Weisheit und Ungereimtheit: die Manchfaltigkeit der Wissenschaften und grobe Versehungen der Unwissenheit: eine reiche Poesie, und offenbare Bestehlungen: schöne und hassenswürdige Werke: Künheit und Schmeichelei: Opfer für die Religion und Lästerung wider dieselbe: Lehren der Tugend und Vertheidigung des Lasters: Fluchsprüche wider den Neid, und der Neid selbst mit allen seinen Ausschweifungen: Verheisungen des Eifers für die Wahrheit, und anhaltende Untreue: Begeisterung für die Duldung, und Wuth der Verfolgung — dieses sind die erstaunungswürdigen Verschiedenheiten, welche in einem Jahrhunderte, das weniger partheiisch ist, als das unserige, den Rang bestimmen werden, den dieser sonderbare und in jeder Art einzige Mann sowohl in Betreffe des Genies als der Gesellschaft einnehmen soll.

Eine

Eine übertriebene Bewunderung hat ihm eben so viel Lobsprüche verschwendet, als die Kritik und die Misgunst ihm Ausstellungen machte. Das Glück, so er in einigen Gattungen machte, brachte ihm den Beifall zuwegen, den er in andern nicht verdiente. Das Licht der Beurtheilungskraft ward durch seine ausschweifende Begeisterung verfinstert; und man wird kaum glauben können, bis auf welchen Grad diese Art von Schwärmerei seine Blindheit gebracht hat. Mit einem Wort, troz so vielen Widersinnigkeiten, die hinlänglich wären, aller Augen zu öffnen, so wurde das alles, was dieser Schriftsteller herausgegeben hat, gesammlet, geglaubt, und ausposaunet. Er ist das Gözenbild seines Jahrhundertes geworden, und seine Herrschaft über die schwachen Geister könnte mit nichts bessers verglichen werden, als mit jenem des grosen Lama, von dem man, wie bekannt ist, so gar den Speichel anbetet.

v. Beckers.

Abhandlung
über die
Nutzbarkeit
der
Kunstzimmer
der
Naturerzeugungen
in einem Staate.

Gott ist überall. Dieser erhabene Ausdruck rühret uns; aber er ist zu abgesondert für den Gegenstand, wovon wir reden wollen. Lasset uns vielmehr sagen: die Werke des Allmächtigen verkündigen uns seine Unermeßlichkeit, von den Welten an, die über unsern Häuptern ungeheure Kreise durchlaufen, bis zu dem kleinsten Sandkörnchen, das der Fus des Sperlings bedecket, und

seine Weisheit zeigt sich unsern Augen von dem Menschen bis zu dem unmerkbarsten Ungeziefer. Das unbewegliche Gesetz, welches er in Ansehung seines immerbleibenden Daseins der Natur eingedrücket hat; seine immererneute Schöpfung aller Dinge, die niemals unterbrochen wird, noch veränderlich ist; mit einem Worte: die Werke seiner Hände bringen uns dahin, in ihm seine unendliche Gröse und unbegrenzte Allmacht anzubeten.

Der Sternkundige mißt die Himmel; nur allein die Unermeßlichkeit hemmet ihn in seinem Laufe. Und da er Millionen mit Einheiten vermischet, verliert er sich oft in den himmlischen Regionen; da ists, wo er stille stehet vom Erstaunen ergriffen.

Der düstere Bergmann nimmt einen ganz entgegen gesetzten Weg; er setzet für den Geiz der Menschen seine Tage in Gefahr;

Gefahr; ein geringer Gewinn treibt ihn an, ohne Unterlaß die Eingeweide der Erde zu durchwühlen.

Der unerbebende Schiffmann trozet bei Lebensgefahr der Wuth der Fluten, indem er gegen Ungeheuer kämpft; er bewundert die Hervorbringungen des unergründeten Elementes, welchem er sich aussetzet; Hervorbringungen, die auf tausend und tausend Arten vervielfältiget sind; er kehrt ruhig zurück in den Schos seiner Familie, und lobet daselbst seinen Schöpfer.

Der unermüdete Jäger bekriegt unaufhörlich Feinde, die ihn nicht beleidiget haben.

Der Ackersmann, gierig die Fruchtbarkeit der Natur zu übertreffen, bemühet sich, in ausschweifenden Erfindungen ihr Gewalt anzuthun; ihr Uberfluß sezt ihn in Erstaunen; er betrachtet und erkennt zulezt seine eigene Ungenügsamkeit. Der

Der Zergliederer, ungewiß in seinem Gange, arbeitet blind, die verborgensten Geheimnisse der Natur zu ergründen. Seine Untersuchungen zielen besonders darauf, den Lauf des Blutes, und die Grundursachen der Nerventhätigkeit zu entdecken; ein dichter Schleier verbirgt ihm das Verhältniß zwischen der Seele und dem Leibe; er muthmaset, waget Meinungen, verliert sich, und bleibt im Erstaunen stille stehen.

Der Kräuterkundige verwendet sein ganzes Leben zu ergründen, wie sich ein Blatt bildet, und für die manchfaltigen Geschenke der Natur im Kleinen. Die Unendlichkeit der Dinge, welche allzeit ihre Ähnlichkeit ändern, verwirrt ihn. Es bleibt ihm keine andere Zuflucht übrig, als die Weisheit des höchsten Wesens.

Der liebenswürdige Blumist, der getreue Freund des schönen Geschlechtes, ver-

folget

foget mit einer Art von Bezauberung die Farben und den Geruch der schönsten Gaben der Natur.

Der Weltweise, der wahre Weise, die Reaumuren, die Stoanen, die Buffonen, die Aubentonen, die Linneen, die Testorfe, die Rösel, die Ewers u. a. m. heften sich an die Wunder ihrer Kunstzimmer; da vereinigen sie die mühsamen Arbeiten von allen diesen Beobachtern der Natur, welche sich wechselweise bemühen, ihnen darzubieten, was sie nur schönes, seltenes und wunderbares hat. Und da sie sich nach dem Hauptentwurfe richten, unterwerfen sie einiger Masen die Natur einer neuen, auf einen Mittelpunkt zusammen gebrachten Ordnung, welcher sie den prächtigen Namen eines Naturaliensaales geben, dessen Nutzen in einem Staate der Gegenstand dieser kurzen Rede ist.

Die Naturgeschichte führet uns zu Gott, und verfeinert die Sitten. Wir

Wir erkennen Gott nur durch den Glauben, durch unsere eigene Empfindungen, oder durch die Natur. Die geoffenbarte Religion ist die Beschäfftigung der Gottesgelehrten. Die natürliche Religion wird zum Theile der Gegenstand unserer Untersuchungen sein. Man bedienet sich zweierlei Beweise, um sie zu lehren; den einen giebt die Sitten- den andern die Naturlehre. Wir werden uns nur mit dem leztern beschäfftigen.

Wenn der blendende Glanz des Himmels, mit einer unzähligen Menge Gestirnen besäet, uns die Gröse eines höchsten Wesens verkündiget; wenn die Schönheit des Frühlings, welcher alles neu aufleben läßt, uns seine unendliche Weisheit anzeiget; wenn die Fruchtbarkeit des Sommers und der Überfluß des Herbstes uns seine vätterliche Güte offenbaret; wenn der traurige Winter, indem er uns das schreckliche Bild eines gewissen Todes malet, uns an seine Allmacht

erinnert;

erinnert; wenn das stürmische Meer, die ungeheuren feuerspeienden Berge, die grausamen Erderschütterungen uns seines Daseins überzeugen: so ist es unwidersprechlich wahr, daß die wunderbaren Sammlungen der Naturerscheinungen dieselbe Wirkung auf ein denkendes Wesen machen. Von diesen Beweisthümern, die aus der Natur genommen sind, sehen wir einen einzigen Gegenstand auf einmal: in dem Kunstzimmer eines Weisen sehen wir die ganze Natur gleichsam auf einen Punkt zusammen gebracht.

Wenn es nicht möglich ist, uns darin das Schreckliche der feuerspeienden Berge vorzustellen; so erforschen wir nach Belieben seine Wirkungen; wir unterrichten uns von der Natur der Lava, von so vielen andern Erzen, womit uns ihre Wuth beschenket.

Mitten in dem Winter finden wir darin die Blumen in ihrer schönsten Blühte. Da glänzet das fruchtbare Geschlecht der Schmetterlinge in seinem reizendsten Schimmer, mit den schönsten Farben, die bis ins unendliche auf einander abstechen. Anson könnte noch zehenmal um die Welt herum reisen; niemals würde er so viel Erzeugungen des Meeres erblicken, als nur ein einziges Naturalienzimmer seinem begierigen Zuschauer zeiget. Die prächtigen Muschelwerke, welche an verschiedenen Meerufern, die von diesen unermüdeten Reisenden durchlaufen worden, wie hingesäet waren, würden ihm in ihren Sammlungen ein wunderbarer und neuer Anblick sein.

Lasset uns in ein Bergwerk hinabsteigen; da sind wir viel eher gerühret von der Geschicklichkeit des Baumeisters, dessen Kunst die ausserordentliche Erdmasse halten konnte, die es decket, als wir es durch die Gattung des

Erzes

Erzes sind, das es enthält. In einem Kunstzimmer sehen wir auf einmal eine Sammlung von allen Mineralien, wie sie entstehen, und zur Vollkommenheit fortwachsen.

Wo findet man eine Sammlung aller sowohl kostbarer als anderer Steine, als blos in einem Naturaliensaale? Der Anblick eines Ebenteuers, oder gewisser Ungeziefer schrecket uns in der Natur; in einem Naturaliensaale nähern wir uns leichtlich den gefährlichsten: der scheußliche Scorpion, die furchtbare Natter, die abscheuliche Otter, die Schällenschlange — alles wird da der Gegenstand unserer Bewunderung, ohne uns zu erschrecken.

Der Königsvogel, dieser so schöne und sonderbare Vogel, der zärtliche und glänzende Colibri, diese Zierde der Luftbewohner, würden wegen ihrer Seltsamkeit oder wunder-

baren Kleinheit, wie noch viele andere Arten dem neugierigen Auge des geschicktesten Vogelfängers entrinnen; wenn die unermüdete Arbeit der Naturforscher sie ihnen nicht in ihren Wohnungen zeigte.

Und wenn diese Wunderdinge mit einander vereiniget wären, würden sie einen Unglaubigen nicht abwendig machen, welchem in seiner Unentschlossenheit einfiele, an dem Dasein eines höchsten Wesens zu zweifeln? Wenn Gott überall ist, so kann er nicht ohne seine Werke sein, wovon der Weise eine Sammlung macht, und, so zu sagen, ihr Bewahrer ist.

Führet den entschlossensten Pirrhonisten, führet einen Menschen, dessen Sitten verdächtig sind, führet den Gottlosen selbst, wenn ihr wollt, in den Tempel der Natur, sie werden von Schrecken und Bewunderung ergriffen, und ganz verstummet da

stehen;

stehen; sie werden tausend Fragen thun, die noch verwirrter sind, als ihr Verstand ist. Wenn sie heraustreten, werden sich ihre Begriffe erheben, sie werden in sich selbst gehen, ohne zu wissen, woher diese schnelle Veränderung gekommen ist.

Die Naturgeschichte macht einen der wesentlichsten Theile der Wissenschaften aus.

Ganz Europa erkennet und bemerket mit Vergnügen den Fortgang der Wissenschaften, seit dem glücklichen Zeitpunkte, da man anfieng die Naturgeschichte mit dem Auge des Weltweisen zu untersuchen.

Was hat der Ackerbau nicht den wichtigen Entdeckungen eines du Hammel zu verdanken? Je mehr der Arzt, der Zergliederer, der Chimist die Ursachen und Wirkungen der Hervorbringungen der Natur ergründen; desto mehr Vollkommenheit erlangen

langen sie in ihren Wissenschaften. Lasset uns nichts sagen von dem Weltweisen. Kann er leben, ohne sich damit zu beschäfftigen? oder ohne auf neue Entdeckungen zu denken? Der Rechtsgelehrte ziehet keinen unmittelbaren Nutzen davon, aber er beschäfftiget sich damit bei gelegener Zeit. Der Schauplatz der Natur erhebet den Geist; überall bietet er von den Gemälden dar, welche eine genaue Verbindung mit der Rechtschaffenheit des Herzens, und mit der Erforschung der Wahrheit haben.

Wer Natur sagt, sagt Zeichnung; was für einen Schluß soll ich aus diesem Grundsatze ziehen? Lasset uns denselben entwickeln, und sagen: wer Zeichnung sagt, sagt Schule des Geschmackes. Ist es nun wohl möglich, daß es eine bessere gebe, als das Naturalien-Kunstzimmer ist, wo man alle Schönheiten der Natur mit einem Blicke übersiehet, wo der vollkommene Umriß der Muscheln, die

abstechenden

abstechenden Stufen der Blumen, die schimmernden Farben, die die Natur auf die Flügel der Schmetterlinge gesäet hat, die richtigen Eintheilungen der Insekte, die ohne Zahl verändert sind, dem Künstler die nüzlichsten Unterrichte, der Probierstein des Geschmackes und das Muster sind, welches der grose Mann sich wählet, und das denjenigen, der nur mittelmäsig ist, zurückschrecket, daß er das Heiligtum der Künste nicht mit kühnem Fus betrete. In der That, was ist der Künstler ohne die Natur? Ein unbeseeltes Wesen. Wenn also der Künstler keinen andern Führer hat, als sie, warum sollten wir einem Naturaliensaale nicht den Namen der vollkommensten Geschmacksschule geben?

Ein solches Kunstzimmer bildet nicht nur Künstler; es ist eine Pflanzschule gelehrter Männer. Alle Staaten, wo dergleichen Säle sind, sind Proben davon. Die Gelehrten,

lehrten, die sich in diesem Gefache hervorgethan haben, sind zu bekannt, als daß ich hier denselben Lobeserhebungen machen sollte. Die Früchte ihrer Beobachtungen und ihres beständigen Fleises, ihre Werke befinden sich in den Händen der ganzen Welt.

Ohne diese Kunstzimmer, und ohne die grosmüthige Hilfe der Fürsten, würde diese Wissenschaft niemals den Grad der Vollkommenheit erreichet haben, worin sie sich heut zu Tag befindet. Unsere Büchersäle würden nicht von den Werken so vieler berühmten Schriftsteller glänzen; das Naturgebäude in vier Sprachen mit seinen prächtigen Kupferstichen würde uns unbekannt sein; das grose unentbehrliche Werk des berühmten Valmont von Bomar würde uns noch abgehen; ohne zu reden von den Schriften des weisen Buffon, des Plinius unseres Jahrhunderts, dessen Werke seinen Namen verewigen werden.

Wem sind wir so viele schöne Unterrichtungen, lasset uns vielmehr sagen, so viele Schätze zu danken schuldig? wem haben so viele berühmte Leute ihren Ruhm zu verdanken? der Stiftung der Naturaliensammlungen, deren ein Staat nicht entbehren kann.

Den Geschmack eines Volkes bilden, das heist für sein Glück arbeiten; aber den Geschmack des schönen Geschlechtes bilden; das heist für den Ruhm des Staates arbeiten.

Wenn das Lesen zur Bildung des Geschmacks beiträgt; so eröffnet und reizet ein Naturaliensaal den Verstand zum Lesen, besonders dem Frauenzimmer. Lasset uns diesen Satz näher betrachten.

Jedermann liest: das Frauenzimmer liest; es beschäfftiget sich zum Theile mit Lesen im Schauplatze der Natur, in Reise-

geschichten,

geschichten, in Beschreibung entfernter Länder. Werke, die sowohl ergötzen als unterrichten, aber welche alle voll Begebenheiten und Beobachtungen sind, welche mit der Naturgeschichte in Verbindung stehen.

Kann man mit Vernunft fodern, daß jemand auch den geringsten Begriff von den Dingen sich mache, welche die Beschreibung und Erzeugungen eines Landes betreffen, wenn er nicht einige vorhergehende Kenntniß der drei Reiche hat, in welche die Wunder der Natur eingetheilet sind? Dies ist also das kostbarste Geschenk für ein Frauenzimmer, wenn in einem Staate ein Kunstzimmer der Naturgeschichte sich befindet, wo sie Gelegenheit hat, das Lesen sich zu erleichtern, den Geist aufzuklären und zu verschönern.

Die Naturgeschichte, welche in einem Staat im Schwange ist, verschaffet neugierigen Personen tausend Annehmlichkeiten. Die Gelehrten

lehrten legen sich daselbst auf Untersuchungen, und machen neue Entdeckungen. Da unterrichtet sich das schöne Geschlecht, und erzählet bei Gelegenheit in freundschaftlichen Versammlungen die Wunder, wovon der Geist ist gerühret worden, da es diese Kunstzimmer besuchte.

Lasset das schöne Geschlecht den Ruf der Natur erfüllen; unterrichtet zarte Mütter in den Geheimnissen der Naturgeschichte; sie werden ihre Kinder nicht mehr in die lächerlichen Fabeln einschränken, welche die Unwissenheit der gemeinen Mütter anzeigen. Die verehrungswürdige Mutter wird ohne Mühe lehren, ja selbst ohne Vorsatz zu lehren, und das Kind wird Wissenschaften besitzen, ohne die Mühe zu lernen gehabt zu haben.

Alle diese kleinen Unternehmungen müssen nothwendig ihren Nutzen in einem Staate

haben; aber der gröste Nutzen, der davon entstehet, ist, daß die Jugend, indem sie die Wißbegierde ihrer Ältern und Lehrmeister erbet, und derselben Reiz empfindet, anfängt, selbst Sammlungen im Kleinen zu machen; da wird man die eine nach den Schmetterlingen laufen sehen, andere sinnreiche Fallen stellen, um allerlei Gattungen Mücken zu fangen, (und was wäre das für ein Unglück, wenn sie sich mit den Spinnen beschäfftigten?) dieser wird eine Neigung für die Vögel haben, jener wird die kriechenden Thiere näher betrachten; und da, wo die Grenzen seiner Betrachtungen sein werden, wird er einsehen, daß er Zuflucht zu den Büchern haben kann. Die Edelgesteine, und die Metallen werden den Verstand derjenigen, die von einem reifern Alter sind, beschäfftigen; da dies der trockenste Theil ist, der die Jugend am wenigsten belustiget.

Könnten

Könnten die Kinder ihre Ruhestunden besser anwenden, als mit dergleichen Beschäfftigungen, vornemlich wenn ihre Lehrmeister und ihre Ältern im Stande sind, ihre kleinen hervorkeimenden Begriffe zu erweitern und zu vermehren? Diese unschuldige Belustigungen verhindern böse Gewohnheiten, beugen dem Laster vor, verfeinern die Sitten, vermehren und verschönern die Tugenden, und führen das Herz edler Jünglinge gerade zu ihrem Schöpfer.

Ist es nicht eine Art von Nothwendigkeit, für die Naturgeschichte durch Sammlungssäle in einem Staate zu sorgen? Ein jedes Land bringt seltsame, wunderbare, prächtige oder künstliche Dinge hervor: hängt nicht ein Theil der Ehre und des Ruhms des Fürsten und des Staates davon ab, daß diese Wunder der Natur, diese seltsamen und auserordentlichen Dinge nicht aus dem Lande entführet werden? Es muß also ein

Ort bestimmet werden, um sie aufzubewahren. Glücklich ist der Fürst, der hierin Vorsehung thut; noch glücklicher das Volk, das von so klugen Einrichtungen Nutzen zu ziehen weis.

Michel.

Von der Freundschaft.

Der Begriff, den man sich von der Freundschaft macht, ist öfters entweder zu stark oder zu schwach. Einige glauben, sie sei nicht selten, noch schwer zu finden; andere sehen sie als eine Gottheit an, welche nicht auf der Erde wohnen kann.

Wenn jene vom Scheine der Freundschaft reden, so haben sie Recht; ihr Bild

wird

wird von jederman umarmet, und ihr Schatten gehet allenthalben umher.

Wenn die andern keine Züge finden, welche stark genug sind, die Freundschaft zu schildern, so überlassen sie sich ihrer Einbildung; diese betrügt sie; sie werden ein Gespenst malen, und nicht die Freundschaft. Wenn aber beide nach den verschiedenen Empfindungen, die diese Tugend in ihnen erwecket, gesprochen haben, so haben sie zweifelsfrei das beste Mittel, die Wahrheit zu erkennen, gewählet. In diesem Falle mißtraue ich der Eigenliebe der einen, und hüte mich vor dem zu wenig empfindsamen Herzen der andern.

Ich habe die Freundschaft mit so erhabenen Zügen schildern hören, daß ich befürchtete, sie möchte uns niemals würdigen, zu uns herabzusteigen. Man foderte schlechterdings eine einzige Zuneigung, eine vollkommene

Gleichgiltigkeit in seinen Neigungen, in seinem Geschmacke, eine Beraubung seiner selbst, seines Willens, mit einem Worte: die Aufopferung alles dessen, was man ist, und was man besitzet, zum Vergnügen seines Freundes.

Nach einem solchen Gemälde, welcher Farben würde man sich bedienen, wenn man die göttliche Liebe schildern wollte, wovon der Himmel entzündet ist?

Nein, das ist nicht das Bild der Freundschaft. Wenn der Mensch seine Tugenden hat, so hat er auch seine Schwachheiten; diese ertragen, das ist die Pflicht der Freundschaft; jene geniesen, das sind ihre Ergözungen.

Sie fodert nichts als Rechtschaffenheit im Herzen; sie ist voll Sanftmuth, gefällig, empfindsam; zu strenge Tugenden machen

sie fast so wild, als Leidenschaften, die zu heftig sind.

Nichts ist ohne Zweifel weniger gemein, als die Freundschaft. Das ist eine unsterbliche Wahrheit, daß sie nicht unter gottlosen und verdorbenen Leuten bestehen kann. Man muß sie also bei einem tugendhaften Manne suchen. Und wenn selten ein Weiser einem Weisen begegnet, wie schwer ist es alsdann, zween Freunde zu finden?

Erscheinen endlich auch zween Weise, so ist dieses noch nicht genug; sie werden zwar einer den andern hoch schätzen, und selbst einander mit Vergnügen sehen. Allein sie müssen gleiche Empfindungen haben, und einer muß in des andern Gesinnungen sein Vergnügen finden. Beide müssen den mächtigen Reiz fühlen, welcher das Band der Freundschaft knüpfet.

Die Hochachtung allein bringt dieses Wunder nicht hervor.

Die Freundschaft ist edel und kühn: sie fodert Gleichheit. Dieses ist es, warum einer der grösten Dichter, indem er von einem grosen Könige spricht, sagte:

Heinrich empfand die edeln Flammen der Freundschaft. Die Freundschaft, diese Gabe des Himmels, dieses Vergnügen groser Seelen, die Freundschaft ist es, was die Könige zu ihrem Unglück nicht kennen. Vergeblich würde man sich bestreben, sich einen Freund zu machen. Die Freundschaft muß der Gegenstand unserer Wünsche sein; aber sie wird selten der Lohn unserer Bemühungen sein. Sie ist ein Schatz, welchen wir oft von ungefehr entdecken. Es ist ein glücklicher Augenblick, ein besonderer Umstand; bald ist es eine edle That, wovon wir Zeugen sind; bald ist es ein Wort,

welches uns trifft, und welches einen grosen Geist entdecket. Man spüret seinen Empfindungen nach, man studiert sich, man findet Übereinstimmungen mit sich selbst, man glaubt, man erblicke sein eigen Naturell, seine Denkungsart, man erkennet sich endlich, und entdecket einen Freund.

Zuweilen treffen einander zween Menschen an, welche einer für den andern geboren sind. Hingerissen von einer süsen Neigung, überlassen sie sich derselben; sie sind heftig gerühret, und die Gleichheit, die sie auf einmal unter sich entdecken, sezet sie in Erstaunung. Sie sehen sich einer in dem andern, wie in einem reinen und getreuen Spiegel. Wenn sie einander verlieren, so finden sie sich bald wieder, allzeit glücklicher, beisammen zu sein, werden sie sich einander endlich unentbehrlich. Die Gewohnheit des Umganges heiliget die Vereinigung; und ihr Glück, welches sich alle Augenblicke erneuert,

verewigt deren Dauer. Ihr Geschmack, ihre Neigungen, ihre Tugenden, ihre Leidenschaften sind enthüllet; so gar ihre Gedanken sind beiden deutlich sichtbar, und, ohne ihre Freiheit zu stören, ist oft das Verlangen des einen der Wille des andern. Weil sie wissen, daß sie Menschen sind, so schämen sie sich nicht so sehr ihrer Schwachheiten, und ihre grose Seele zeiget sich offenbar; sie geben einander die Triebfedern zu erkennen, welche sie in Bewegung bringen; sie sehen vor, daß es Augenblicke giebt, wo sich ihre Vernunft verdunkeln kann, und ihre gröste Klugheit bestehet darin, daß sie die Weisheit ihres Freundes zu der ihrigen hinzufügen.

Wenn es Süßigkeiten in diesem Leben giebt, so bringet sie uns die Freundschaft zuwegen. Die Vergnügungen, wenn sie sich zertheilen, werden nicht schwächer: aber wenn sich die Mühseligkeiten zertheilen, so werden sie leichter.

Michel.

Kia *)

Kia regierte friedsam über das grose Reich der Chineser; er war geboren ein Held zu sein; er hatte einen feurigen Geist, eine lebhafte Einbildungskraft, eine Herzhaftigkeit, und eine so auserordentliche Stärke, daß er einen Wagen, der von tobenden Pferden gezogen wurde, mit seinen Händen im Laufe aufhielt. Aber seine ausschweifende Weiberliebe, und der Geist des Unglaubens warfen das Gift der Üppigkeit in seine Seele, machten ihn unmenschlich, und verderbten seine Sitten. Seine Unmäsigkeit und seine viele gottlosen Handlungen zogen das Herz seiner Völker von ihm ab. Unterdessen blieben ihm noch drei getreue Räthe übrig, welche sich unterstunden, das Gemälde seines unordentlichen Lebens ihm vor Augen zu stellen. Der

Prinz

*) Diese Geschichte ist eine besondere Epoche in den chinesischen Jahrbüchern; sie beweiset, wie hoch die Thorheit der Menschen steigen könne.

Prinz verblendet, grausam und zornig, ließ sie in seiner Gegenwart tödten. Er verliebte sich bis zum Unsinn in ein ehrgeiziges Weib, das er im ganzen Reiche als eine Königin ausrufen ließ. Die neue Königin erinnerte sich, daß der Kaiser, um das Gedächtniß einer Beischläferin zu Ehren, in einem Tage zweihundert Millionen verschwendet habe; ihre Eitelkeit ließ sie glauben, daß ihre Schönheit noch mehr verdiene, und daß alle Reichthümer von China kaum hinreichten, das Opfer zu entrichten, welches man ihren Reizungen schuldig wäre. Wie kurz ist dieses Leben! sagte sie zum Könige; müssen denn noch dunkle Nächte sein, die uns die Dauer davon abkürzen? Warum leiden wir die traurigen und ewigen Abwechselungen von Finsterniß und Lichte? Warum sind wir nicht in einem Palaste, wo allzeit belebende Heiterkeit glänzet, so daß wir nicht vonnöthen haben, die Zurückkunft der Morgenröthe zu erwarten? Die Hand der Götter setzte flammende Kugeln

in

in die Lüfte; aber diese werden verdunkelt, und lassen uns in Finsternissen. Die Sterne des Firmaments werden für die übrige Welt glänzen; die unsrigen werden niemanden als dir und mir schimmern. Sie werden keine Veränderungen haben, sie werden das Bild unserer Glückseligkeit sein. Laßt uns der Götter entbehren; sie sind unzählbar im Himmel; du bist der einzige König auf der Erde. Der dumme Pöbel mag sie in ihren Tempeln anbeten. Sie herrschen im Olimp unter den Gestirnen, welche sie umgeben; herrsche du über den Erdboden unter den Sonnen, welche du selbst erschaffest. Hat deine Macht Grenzen? Rede! laß deine Gröse glänzen in dem Bau dieser neuen Welt. Entferne von uns die Verschiedenheit der Jahrszeiten, die Unbilden des Wetters, und die unaufhörliche Veränderung aller Dinge. Mache alles beständig und ewig, und laß uns unsere Seelen im Meere der Freuden versenken.

Die Verführung geht leicht in schwache

Seelen

Seelen. Der leichtgläubige Kaiser ward bethört. Seine blinde Liebe schmeichelte seiner Hoffart. Schon glaubte er ein Gott zu sein, welcher der Natur zu befehlen hätte. Millionen Hände sind in Bewegung gesetzt; ein prächtiger Palast erhebt sich, Gold und Azur glänzen darin. Dem Tageslichte verschlossen, wird er von einer unzählbaren Menge hell umher schimmernder Kugeln, welche darin die Stelle der Sonne und der Gestirne vertreten, erleuchtet. Erquickende Gerüche sind die Luft, die man darin einathmet; ein leichter Regen von wohlriechenden Säften fällt von diesem neuen Himmel herab, und bildet den Thau. Der Kaiser und die Königin treten in diesen bezaubernden Palast unter Tänzen, Musik und tausend Feierlichkeiten, und vergessen darin die Natur und die Welt. Die Reichtümer von China stürzen sich hinein, und werden darinn verschlungen. Aber es ließ sich bald das Geschrei eines mißvergnügten Volkes hören; ein benach-

barter Feind bewaffnet sich; er kömmt, und zertrümmert dieses schändliche Denkmal der Üppigkeit, und setzet sich auf den Thron. Das ganze Reich unterwirft sich seinen Fahnen; der unglückselige Kia ist verlassen; er flieht von einer Provinz in die andere; endlich stirbt er als ein Schlachtopfer der tollsinnigen Üppigkeit, der Schandflecken des Throns, und der Abscheu seiner Völker.

Wolfter.

Homers Schilderung.

An Hippokrenens Quelle
Verbreitete Homer,
Gleich einer alten Eiche
Hoch über junge Erlen,
Den Schatten seiner Äste;
Die Musen schmückten täglich
Sein Haupt mit frischer Blühe,
Und pflückten goldne Früchte,
Die schön wie ihre Wangen
Den Phöbus selbst entzückten,
Und durch drei tausend Jahre
Die Dichterschaaren nährten,
Und das Gefühl des Schönen
Zu jedem Volk der Erde brachten.

Wolfter.

Erzählung einer grosen That eines Königs von Fetz.

Moluck, König von Fetz, machte sich berühmt durch seine Gerechtigkeit, und durch den Eifer, den er hatte, sein Volk glücklich zu machen. Er wurde von einer tödtlichen Krankheit überfallen, da die Portugiesen mit einem mächtigen Kriegsheere in seine Staaten einfielen; er beruft seine Feldherrn, und seinen Bruder. Sehet da! spricht er zu ihnen: jezt ist der Zeitpunkt, die Ungerechtigkeit und Gewalt zurück zu treiben. Ich weis, daß ich meine

Völker nicht lange vertheidigen kann; die Klugheit erfodert, daß ich das Ungefehre einer Hauptschlacht vermeide; man muß sich des Sieges versichern; unsere Feinde rücken unvorsichtig in unsere Länder ein. Ich will die wenigen Tage, die mir noch übrig sind, anwenden, sie durch hin- und herziehen zu schwächen, und von ihren Schiffen zu entfernen. Ich setze dich meinem Kriegsheere vor, mein Bruder! Laß es vor die Feinde rücken, ziehe dich wieder zurück, folge dem Entwurfe, denn ich dir mache, ich will allzeit auf dich Acht haben; im übrigen aber laß dich in keine Schlacht ein. Wann ich spüren werde, daß mein Ende nahe sein wird, will ich mich mit euch an die Spitze des Heeres stellen; wir werden zum Siege eilen, und ich will mein Leben der Freiheit meines Volkes aufopfern. Man kam seinen Befehlen nach, die entkräfteten Feinde sind weit von dem Ufer des Meeres herbei gelocket worden. Endlich kömmt der Augenblick, den dieser

grose

grose König vorher sah, heran. Schwach und sterbend ließ er sich auf seinem Ruhebette zum Heere tragen; faßt seine Kräfte zusammen, stellet seine Völker in die Schlachtordnung, durchläuft alle Glieder, ermahnet, treibt sie, und feuert sie zum Kampfe an; je gröser die Gefahr ist, desto mehr erhebet sich sein Muth; er siehet zween Könige unter den Schwertern seiner Soldaten hinfallen. Die Feinde, welche keinen sichern Hinterhalt mehr hatten, verdoppelten ihre Kräfte, und durch Wunder der Tapferkeit durchbrachen sie den linken Flügel des feindlichen Heeres. Moluck merkte dieses; nichts hielt ihn auf; mit dem Degen in der Faust, wirft und stürzt er sich in das Gefechte; dieser lezte Ausbruch der Herzhaftigkeit erschöpfet seine Kräfte, er unterlieget. Kaum erhält er seine Sprache wieder, um zu befehlen, daß man seinen Tod seinen Kriegsvölkern verborgen hälte: er stirbt, indem er seinen Finger auf seine Lippen hielt,

um denjenigen, die ihn umgaben, das Stillschweigen zu empfehlen. Seine Unterthanen wurden seine Rächer, aber ihr König war nicht mehr.

Ein Furchtsamer, der flieht, ist todt, ehe er umkömmt; ein herzhafter Mann befiehlet auch nach seinem Tode.

v. Castell.

Die Ausgelassenheit.

Die Ausgelassenheit setzet das Verderbniß des Geistes und der Sitten zum voraus. Sie entwickelt die Laster, sie zerreißt ihre Ketten. Selten geht geht eine Leidenschaft allein. Die Ausgelassenheit gebiert die Frechheit, und ein unordentliches Leben, und aus diesem entspringen alle Laster.

Die Vernunft wird nicht anders, als stufenweise verdunkelt, und wir sind oft die Zurückkehr zur Tugend diesen Lichtstralen zu danken schuldig, welche sie Mitten durch unsere Finsternisse zu uns sendet. Wenn die Menschen länger lebten, und nicht Schritt vor Schritt, sondern auf einmal lasterhaft würden, so würde das menschliche Geschlecht vielleicht schon ausgerottet sein. Wenn wir sehen, daß die grösten Reiche durch die Laster zertrümmert sind, so sehen wir auch, daß eben dieselbe anders nicht sind gegründet worden, als durch die Tugend. Rom brachte uns bei seiner Geburt einfältige, doch kluge Bürger hervor, deren Kinder tugendsam waren, und ihre Nachkommenschaft gebar Helden. Stolz und Ehrgeiz haben sie gros gemacht, und die Üppigkeit, welche nichts anders, als der Zu- Zusammenfluß aller Laster ist, wuchs bei den Römern so lang, bis sie Rom selbst zernichtete. Wenn Cäsar der wackerste unter den Menschen gewesen ist, so ist er auch der aller-

 ausge-

ausgelassenste gewesen. Er glaubte, daß alle Wesen der Natur für ihn erschaffen wären; er foderte das Eigentumsrecht über alle römischen Frauen. Müde und überdrüssig, sie zu verführen und zu verderben, ließ er sie aus den Armen ihrer Männer reißen, und raubte öffentlich die Posthumia, Lollia, Tertullia und Mucia. Niemanden ist es unbekannt, wie weit er seine Ausschweifungen in Mauritanien, und bei Nikomed, König in Bithinien, getrieben hat. In Gallien kaufte er die Weiber für das Gold, welches er ihren Männern genommen hatte. Man nennte ihn scherzweise den Mann aller Weiber, und das Weib aller Männer. Er hatte noch weniger Ehrfurcht für die Naturrechte, die er schändete, als für die Römer, die er unters Joch gebracht hatte.

v. Staell.

Schilderung

Schilderung Ängellands unter Elisabet.

In Ängelland, wo der Mißbrauch so vieler weisen Gesetze lange das Unglück des Volkes, und der Könige ausmachte; auf dieser blutigen Schaubühne, wo hundert Helden zu Grunde gingen; auf diesem schlüpfrigen Throne, wo hundert Könige herabgestürzet wurden: da kettete eine Frau das Schicksal an ihre Füse an. Durch den Glanz ihres Reiches setzte sie die Welt in Erstaunen. Es war Elisabet — sie, deren Klugheit Europens Waagschaale nach ihrem Wohlgefallen lenkte; sie, welche ihr Joch dem unbezäumten Ängelländer liebenswürdig machte, der weder dienen, noch in Freiheit leben kann. Ihre Völker haben unter ihrer Regierung allen Verlust vergessen; von ihren fruchtbaren Heerden waren die Felder, ihre Speicher von ihrem

Getraide

Getraide, und die Meere von ihren Schiffen bedecket. Sie sind gefürchtet zu Lande, sie sind Könige auf den Wässern; ihre gebieterische Flotte, dem Meere trotzend, ruft das Glück von den Gränzen der Welt herbei. Londen ehemals barbarisch, ist der Mittelpunkt der Künste, das Magazin der Welt, und der Tempel des Mars. Bei den Mauern von Westmünster siehet man drei versammelte Mächte erscheinen, erstaunt über das Band, welches sie vereiniget: die Abgesandten des Volks, die Grosen, und den König, zertheilt durch den Eigennutz, vereiniget durch das Gesetz — alle drei geheiligte Glieder dieses unsichtbaren Körpers, der sich selbsten gefährlich, seinen Nachbaren erschrecklich ist.

v. Castell.

Der Weise.

Der Weise ist sich selbst genug: er findet in sich Freunde und Weise. Für ihn hat die Einsamkeit tausend Reizungen; die Arbeit hat für ihn nichts als Annehmlichkeit, und seine Seele, versenket in eine süse Betrachtung, nähret sich von ihren Gedanken. Die Natur ist für den Menschen, der die Weisheit nicht kennet, ein Schleier, welcher seinen schwachen Blicken die majestätische Gegenwart des Gottes entziehet, der sie unterstützt. Der Weise entdecket ihn überall; es kömmt ihm vor, als bemerke er, wie dessen unsterbliche Hand die Welt umfasset, und

Himmel und Erde zum Glücke der Menschen im Gleichgewichte erhält. Die Natur ist ihm ein Buch, das unter tausend verschiedenen Zügen ihm seine Pflichten vorschreibet. Die Natur wirket langsam, aber sicher, und giebt ihren Früchten die Reife: so, sagt der Weise, müssen die Werke der Klugheit beschaffen sein, so muß der menschliche Verstand und Witz zur Volkommenheit gelangen. Die Sonne gehet auf für die ganze Welt, sie wirft ihr Feuer aus, und mäsiget es: das ist das Bild der Gerechtigkeit. Der Tag beseelet die Natur, alle Wesen sind in Bewegung, die erfrischte Erde düftet ihre süsen Gerüche aus, und schmücket sich mit manchfaltigen Blumen. Der Tag berufet die Menschen zur Arbeit, und das Schweigen der Nacht ladet sie zum Schlummer ein. Er sieht in diesem glänzenden Gemälde, daß der Mensch zur Arbeit geboren ist, und daß seine Freuden die Frucht seiner Mühseligkeiten sind. Das Meer und seine

Stürme stellen ihm die Seele und ihre Leidenschaften vor; dieser tobende Ocean, der den Erdboden zu verschlingen droht, steht stille, und bricht an dem Sandkorne, das ihm der Ewige zur Grenze gesetzet hat. Diese heimliche Macht, welche die Fluthen zurück schlägt, ist die Vernunft des Menschen; sie ist diese unsterbliche Kraft, die uns beseelet, und die wir dem Ansturme unserer Sinne entgegen setzen können. Öde Wüsteneien, welche Geheimnisse verschlieset eure Einsamkeit! Es hat das Ansehen, als habe die Natur euch mit kühnerm Pinsel zeichnen wollen, als den übrigen Theil der Welt. Ihr hauchet dem Weisen einen heiligen Schauer ein, ihr lehret ihn durch die stillen Schönheiten, die ihr in eurem Schose verschlieset, daß er sich zuweilen versammeln und in sich selbst kehren muß, und daß derjenige, der in euren düstern Höhlen nicht gewandert hat, die Natur nicht kennet. Hier in eurer stillen Einsam-

keit waget er es mit seinem Schöpfer zu reden; in diesen ruhigen Augenblicken steigt er hinab in seine Seele, trägt das Licht hinein, und jenen glückseligen Frieden, der ihm ein Vorgeschmack ewiger Vergnügungen ist. Hier erkennet er sich selbst, und nähert sich der Gottheit, deren Bild er ist.

v. Klein.

Die Freundschaft.

Jupiter feierte im Olimp das Fest seiner Vermählung. Die frömmsten Thiere kamen zusammen, ihm zu huldigen. Sie wurden vom Götterboten in einer schönen Ordnung vorgeführet. Das Schaf allein war nicht zugegen. Wer kann es aufhalten, sagte Juno, und es so nachlässig machen?

machen? keine Gelübde, nicht das geringste Geschenke! Zürne nicht, o Göttin! sagte ein kleiner Hund, der des Schafes guter Freund war, obschon er am Hofe lebte. Ich sah es heute Morgen — das arme Schaf! es war äuserst traurig. Ach! ich unglückliches Geschöpf, sagte es seufzend, ich habe weder Milch noch Wolle! kann ich erscheinen an dem unsterblichen Hofe? bei den Füsen des Höchsten unter den Göttern? nein, der ganze Olimp würde die Augen auf mich werfen, und mein Schmerz wäre zu gros.

v. Klein.

Schilderung
des
Marschalls von Villars.

Der Marschall von Villars war ein Mann voll Kühnheit und Vertrauen, ein groser Geist, geschaffen zum Kriege. Er ist der Stifter seines Glückes gewesen; durch seinen Eigensinn, den er hatte, jederzeit mehr zu thun, als seine Pflicht war, mißfiel er zuweilen Ludwig dem Vierzehnten; und was am gefährlichsten war, er redete mit derselben Freiheit, mit welcher er diente. Man tadelte an ihm, daß er nicht die Sittsamkeit besäse, die seiner Tapferkeit würdig wäre. Er redete von sich selbst, wie er verdiente, daß die andern von ihm reden sollten. Er sagte eines Tages vor dem ganzen Hofe zum König, da er Abschied nahm, um sich an die

Spitze

Spitze der Heere zu stellen: Herr! ich will die Feinde Eurer Majestät bekämpfen, und ich lasse Sie Mitten unter den meinigen. Er sagte zu den Höflingen des Herzogs von Orleans, der durch die Umkehrung des Staats sich bereichert hatte: ich habe niemals einen Gewinn gemacht, als wider die Feinde des Staats. Seine Reden, in welchen er die nämliche Herzhaftigkeit, wie in seinen Handlungen zeigte, erniedrigete zu sehr die andern Menschen, die schon genug durch sein Glück wider ihn aufgebracht waren. Er hatte niemals die Kunst verstanden, durch Redlichkeit und Klugheit sich ein Ansehen zu machen, und sich Freunde zu erwerben. Beim Antritt seiner Dienste hatte er sich durch eine Tapferkeit, die alle Proben aushielt, ausgezeichnet. Man nöthigte ihn umsonst im Jahre 1677. einen Harnisch anzuziehen, um eine That auszuüben, die nach allen Vermuthungen sehr hitzig und grausam sein sollte. Ich glaube nicht, antwortete

er laut in Gegenwart seines Regiments, daß mein Leben viel kostbarer sei, als das Leben dieser rechtschaffenen Leute da. Villars hielt es allezeit für eine Schuldigkeit, sich an den gefährlichsten Orten einzufinden, um die andern durch sein Beispiel anzufeuern. Im Jahr 1703. sagte er zu einem, welcher ihn ermahnte, sich zu schonen, daß ein Feldherr sich eben so in die Gefahr setzen soll, wie er die andern darein setzet. Der Marschall von Villars war in der französischen Akademie, in die er im Jahr 1744. ist aufgenommen worden.

von Klein.

Gemälde des letzten Gerichts.

Völker! erhebet eure Stimme! Stimmet Freude und Siegesgesänge an. Sehet! er kömmt! wie er in seinem Schimmer und Triumphe daher glänzet! Die Gerechtigkeit und die Wahrheit sind der Grundstein seines schreckbaren Thrones. Ein tiefes Dunkel machet ihn dem Anblicke der Sterblichen unanschaubar. Die Blitze, die fressenden Feuer lassen ihre funkelnden Flammen vor ihm herglänzen, und seine erblassenden Feinde stürzen auf allen Seiten unter seinem wegbrennenden Donner nieder. Die Erde voll Schrecken und Ehrfurcht springt unter ihrem zertrümmerten Gewölbe auf. Die Berge vor seinem Angesicht geschmolzen, versinken in dem Schose der entzündeten

Meere. Von seinem gefürchteten Gerichte donnert die himmlische Posaune die Botschaft herunter, und ihre Stimme öffnet sich einen Weg durch die erstaunenden Lüfte. Seit auf ewig beschämt unreine Anbeter, ihr, die ihr durch gotteslästerliche Gelübde die nichtigen Werke eurer Hände anrufet. Diener meines Willens, Engel! ergreifet wider sie meinen rächenden Zorn! Ihr Sterbliche, welche ich erlöset, verdoppelt auf meine Stimme eure Freudengesänge. Ich bins, der von den hohen Himmeln, der Welt, welche ich geschaffen habe, ihre Schicksale ordnet. Ich bins, der diese falschen Gottheiten zerbricht, elende Spiele der Winde und der Zeit! Durch meine Gegenwart gestärket, verachtet der Boshaften Haß und Kunstgriffe. Der Feind eurer Feinde hat wider sie die Pfeile ihrer Bosheit zurückgetrieben. Geführet durch meine belebende Stralen habet ihr nichts als meine angenehme Gesetze gehöret. Genieset die Glückseligkeiten,

seligkeiten, die euch meine Gutthaten verdienet haben.

von Klein.

Schilderung Ludwigs von Bourbon genannt der grose Prinz von Conde.

Das Geschick des grosen Conde für die Wissenschaften, für die schönen Künste, für alles, was der Gegenstand der menschlichen Kenntnisse sein kann, war vereiniget mit jenem in seiner Art fast einzigen Geschicke, Kriegsheere anzuführen. Er gab allezeit seinen Soldaten die Befehle schriftlich, und

legte

legte ihnen das Gesetz auf, sie zu befolgen. Turenne sagte den Seinigen das, was er für schicklich hielt, und bezog sich auf ihre Klugheit. Daher kam es, daß dieser viele berühmte Zöglinge bildete, und der andere keine, oder wenige. Diese zween grosen Männer schäzten sich einander sehr hoch. Wenn ich mich zu verwandeln hätte, sagte Conde, so würde ich mich in den Turenne verwandeln, das ist der einzige Mensch, welcher mich dahin bringen kann, eine Veränderung zu wünschen. Seine Gesichtsbildung kündigte an, was er war. Er hatte den Blick eines Adlers. Dieses Feuer, diese Lebhaftigkeit, die seinen Charakter ausmachten, machten ihn die Gesellschaft groser Geister lieben. Corneille, Racine, Despreaux, Bourdaloue waren oft zu Chantilli, und niemals hatten sie bei ihm lange Weile.

von Klein.

Einfall eines Geizigen.

Kein Mensch ist durchaus boshaft, noch gänzlich lasterhaft. Der Geizige ist neidisch; aber er ist unfähig, einen Diebstahl von Wichtigkeit zu begehen. Er verehrt, er liebt die Gesetze; er findet darin seine Erhaltung und seine Sicherheit; er redet für seine Freunde, er läßt sich für sie in heimliche Ränke ein; aber wenn ihre unbehutsamen Hände sich in seinem Heiligthume zeigen; so verschwindet der Freund. Gold geben, das wäre seinen Götzen beleidigt! Es ist kein Geiziger, welcher glaubt, es zu sein; er findet sich allezeit zu freigebig, und da er aus dem Geize eine grose Tugend macht, so stellet er sich seine äuserste Ausschweifungen, als das Ziel seiner Vollkommenheit vor. Die Freude, welche ihm der ruhige Genuß eines Gegenstandes verschaffet,

schaffet, der ihm niemals entweicht, der sich vermehrt, und ohne Unterlaß erneuert, diese Freude, sage ich, ist schier allezeit verbunden mit einer starken Gesundheit, welche er einem thätigen Leben, untadelhaften Sitten, der Strenge seiner Ordnung und Zucht zu verdanken hat. Auch die Natur würde ihm lange Tage versprechen; wenn sein Geist nicht durch die Furcht würde gepeinigt werden. Ohne diese schreckliche Geißel würde der Geizige zu glücklich auf der Welt sein. Ich fürchte, ein eingebildetes Wesen gemalet zu haben; man sagt, daß es wirklich sei: in diesem Falle denke ich, die Quelle seines Lasters entdeckt zu haben. Aber lasset uns die Farben mildern, das zu sehr Abstechende schwächen, und wir werden die wahren Ursachen finden, welche die Seele des Geitzigen bilden: es ist entweder zu viel, oder zu wenig, der Ursprung ist derselbe. Ungeachtet seiner Unruhe und Furcht, geniest der Geizige ein unglaubliches

Ver-

Vergnügen; er erhält sein Gedächtniß und die Gegenwart seines Geistes. Ich habe einen Geizigen gekannt, einen vortrefflichen Kopf. In der finstern Nacht wollte er in sein Zimmer gehen. Er nimmt seinen Sohn bei dem Arme: komm! sagte er ihm, leuchte mir. Das Schloß öffnet sich ohne Geräusche unter seiner klugen Hand, er gehet hinein. Der Geizige hatte aus Zerstreuung das Fenster offen gelassen; der Wind bläst, und löscht das Licht aus; er findet sich im Dunkeln mit seinem Sohne mitten unter einem Haufen Golds und Silbers. O die abscheuliche Katze, schrie er, klatsche mit den Händen, mein Sohn, klatsche mit den Händen! Dieser schlägt mit verdoppelten Streichen: der Vatter führt ihn unvermerkt an die Thüre, und schliest sie, wohl überzeugt, daß während dem sein Sohn mit den Händen klatschte, er kein Gold hat angreifen können.

von Klein.

Klagen des Herrn von Servan.

Zu der Zeit, da unsere Sitten männlicher waren, sind die Laster nicht so schändlich gewesen, wie in unsern Tagen. Der Ehrgeiz war grausam, allein nicht so niederträchtig. Der Gehorsam war freier, aber auch mehr getreu. Die Gesetze wurden angegriffen; doch ein jeder blieb standhafter an seiner Stelle. Man liebte die Ausgelassenheit; allein man hatte mehr Ehrfurcht gegen sich selbst. Man trotzete der Strafe; aber die Schmach fürchtete man. Kurz, die Krankheiten des Staats waren nur gewaltsame Anfälle, welche auch die stärksten Leiber angreifen.

Damals noch, ja damals hatte man einen Begriff von einer häuslichen Zucht.

Der Mangel an öffentlichen Schulen, die wenigen Ehrenämter nöthigten die Ältern, ihre Kinder lange Zeit unter ihrer Aufsicht zu behalten. Nach langen Lehrjahren der Wohlthaten und des Gehorsames, der Zärtlichkeit und Ehrfurcht, da sie lerneten Kinder sein, verdienten sie Vätter zu sein. Die in dem vätterlichen Hause erzogenen Kinder und unterrichteten Jünglinge giengen nicht von dannen, als bis sie Männer waren; oder vielmehr sie verließen gar nicht die vätterliche Wohnung. Die Ehen häuften sich unter dem nämlichen Dach. Die Geschlechter folgeten auf einander, ohne sich zu trennen, und ein jedes Geschlecht herrschete auf dem Schauplatze der Welt ein ganzes Jahrhundert, um auf einmal ein lebhaftes Schauspiel von jedem Alter des menschlichen Lebens darzustellen. O süser Anblick für das Herz! werden wir dich niemals sehen? Werden wir nicht einen ehrwürdigen Hausvatter einen Enkel in seine zitternde Arme

aufnehmen sehen, der ihm von einer Mutter dargereicht wird, welche beide anlächelt, und dasjenige, was sie in der Welt am liebsten hat, mit einem Blicke umfasset? Wie überraschend ist es nicht, das verständige Alter mit der liebenswürdigen Kindheit spielen zu sehen! Es wird durch unschuldige Hände gemächlich zum Grabe geleitet, die, ohne daran zu denken, seinen Sarg unter ihrer Wiege verbergen. Ach! warum müssen wir diese wichtigen Bilder, diese Bilder der Sitten, weit von unseren Wohnungen in den Gemälden unsere Künste allein suchen? Nur durch sie allein kennen wir die Natur. Ohne einige grosen Männer, welche auf dieselbe Acht haben, um sie nachzuahmen, würden wir das menschliche Herz vergessen, und nicht wissen, wer wir sind. Es ist uns nichts als Augen und Ohren übrig. Wir verlangen nichts als Schaubühnen und Eitelkeiten; und die Wahrheit, von uns selbsten verbannet, hat sich hinter

die

die Fabeln verstecket. Wie! die Tugend triumphiret auf der Schaubühne, da indessen das Laster in unseren Häusern herrschet! Halten wir sie für etwas erdichtetes, daß wir sie allzeit mit Täuschungen umgeben? Wollen wir uns nur blos mit ihr belustigen, und können wir sie nicht für den grösten Schatz halten? Ehe wir vor Verwunderung weinen, lasset uns Thränen der Reue vergiesen. Wir würden Recht haben, uns unserer Gedichte zu rühmen, wenn wir davon das Muster wären. Wenn ihre Lehren aus unserem Herzen würden entsprungen sein: so würden sie gewis wieder dahin kommen. Aber wie! ich habe einen Freünd vonnöthen, und ihr weiset mich an Orestes und Pilades; ich seufze nach einer zärtlichen und treuen Gattin, und ihr rühmet mir die Merope und Andromache! Was können die Todten helfen? An euch wende ich mich, von meinen Mitbürgern fodere ich Hilfe, wahre Aufrichtigkeit, Tugend und Sitten!

Muß die Natur stets grose Köpfe hervorbringen, um aus euch auf wenige Augenblicke Menschen zu machen? Lebet ihr? oder leben jene auf eure Schaubühne beschwornen Schatten an eurer Stelle? Wie! muß man stets die Asche Athens und Roms zusammen raffen, um eure Seelen zu erwärmen! O Athenienser! sagte ein Alter, ihr seid nichts als Kinder! Aber wir, sind wir noch gut genug Kinder zu sein? Wie oft betriegen wir uns in unseren eiteln Erfindungen! Mit Mühe wohllüstig, machen wir aus dem Glücke eine grose Maschine, und das Glück ist doch nichts als eine blose Empfindung. Wir fliehen uns in unseren grosen Städten, in unseren öffentlichen Plätzen, in unseren Schauspielen; und wir laufen als Unsinnige, überall Hilfe wider uns selbsten zu erflehen. Wir fodern mit Ungestimm einer von dem andern alle Ergötzlichkeiten, als wenn wir davon wechselseitige Räuber wären. Das grausamste

Thier kömmt des Abends in seine Höhle mit einem stillen und fröhlichen Gange zurücke; und wir unglückselige Flüchtlinge, wir erblassen bei dem Anblicke unserer Wohnung, wie ein verirrter Mensch bei dem unvermutheten Anblicke einer feindlichen Stadt. Ach! wir kennen das wahre Vergnügen, das Vergnügen der Sitten nicht! Wir haben keinen Begriff von der lieblichen Abwechselung, welche in dem Herzen eines rechtschaffenen Bürgers, eines tugendhaften Mannes vorgehet, so oft er in sein Haus tritt.

„ Es ist Nacht, sagt er zu sich selbst, „ und ich habe den ganzen Tag für mein „ Vatterland und für meine Pflicht ge„ arbeitet; aber sieh, nun kömmt der Augen„ blick, wo ich für alles will bezahlet sein. „ Ich will meine Frau, meine Kinder und „ meine Familie wiederfinden. Kaum „ werden sie mich sehen, so werde ich ein

 „ Freuden-

„ Freudengeschrei hören, alle ihre Blicke,
„ alle ihre Liebkosungen werden für mich
„ sein, und ich werde alle die meinigen an
„ sie verschwenden. Und kurz, was wird
„ noch zu meinem Glücke fehlen, da mir er-
„ laubt ist, einen Tag, welcher der Tugend
„ ganz gewidmet ist, in den Armen der
„ Liebe zu beschliesen?

Sind dies unsere Vergnügungen und unsere Sitten? erkennet ihr unsere Familien? Jene Menschen, welche mit grosem Kaltsinne mit einander reden, würde man für Unbekannte halten, wenn man nicht aus ihrem Zwange die Furcht, sich selbst wieder zu finden, entdeckte. Sind dies Blutsfreunde, die sich lieben sollten, oder sind es Feinde, die sich fürchten? Sehet doch eine versammelte Freundschaft, sehet die Kinder, einen Vatter, eine Mutter, und die Verehligten. Welch ein grausames Stillschweigen! so verstummte ohne Zweifel

die

die Familie des Atreus. Unglückliche! ihr glaubet, ich verführe grausam mit euch. Nein, sondern ich beklage euch nur. Es ist ein groses Laster, für die Menschen unempfindlich zu sein; allein es ist ein noch weit gröseres Unglück: ihr liebet euch nicht mehr, und ihr werdet euch auch niemals lieben. Sterbet denn! denn ihr wisset nicht zu leben. Wenn noch die Süsigkeit einer eiteln Sprache euere Unempfindlichkeit deckete! aber euere barbarische Höflichkeit hat so gar die Formeln der Zärtlichkeit verbannet. Die süsen und verehrungswürdigen Namen Vatter, Sohn und Gemahl dürfen selbst nicht einmal eure Lippen berühren, und ihr habt ihnen diesen letzten Weg zu eueren Herzen verschlossen. O Natur! Ist es das, was du uns versprochen hattest? wo sind deine Gesetze und deine Zwecke? willst du diese so lebhafte, so auserordentliche Begierde, deine Werke zu verewigen, in uns ersterben lassen? Ach

verzeih!

verzeih! du bist gütig und weise, wir, wir aber sind unsinnig und verdorben. Wir selbst sind es, die deinen köstlichen Saamen erstickt, und deine schönen Werke so tief erniedriget haben.

Göbhard.

Morad und Abuzaid,

oder

die Eitelkeit der menschlichen Gröse, eine indianische Geschichte.

Morad im Glücksstande.

Unter den Emiren und Viziren, welche um den Thron Indiens glänzten, und durch ihre Weisheit und Stärke die Gröse des Stammens Timurs unterstützten, war der erste darunter Morad, der Sohn Hanuths. Er hatte seinem Fürsten im Kriege, und seiner Nation in den Gerichtshöfen als ein rechtschaffener Mann gedient; und seine

Dienste wurden mit der Herrschaft über eine ganze Provinz belohnet. Er vertrat diese Stelle auf eine so vorzüglich geschickte Art; er gab so viele Proben der Mäsigkeit und Grosmuth, daß sein Ruhm durch ganz Indien bis vor dem Throne des Königs von Agra erscholl. Seine Tugenden, die ihn einst vom Throne entfernen sollten, dienten ihm, sich demselben zu nähern. So viel besondere Eigenschaften erweckten in dem Kaiser ein Verlangen, einen solchen Mann zu besitzen. Die Begierde und der Ehrgeiz umgeben die Fürsten der Welt. Bald erschien Morad an der Seite des Königs.

Er sah sich überhäuft von desselben Gutthaten ohne jemals aufzuhören, sie zu verdienen. Er war der Liebling seines Herren; er wurde Finanzminister und Befehlshaber über die Völker des ganzen Reiches; alles geschah auf den Befehl Morads von den Grenzen Persiens an bis zu dem grosen

Meere von Indien; alle Zungen erstummten vor ihm, alle Augen neigten sich zur Erde in seiner Gegenwart. Morad liebte den Fürsten, der ihn erhoben hatte, und war die Anbetung des Volkes; er ward so gar von den Hofleuten geliebet. Mehrere Jahre hindurch umgaben den beglückten Morad die lachenden Bilder der Glückseligkeit, und der berauschende Dunst eines Glückes ohne Veränderung. Er glaubte sich in Sicherheit vor allen Abwechselungen des Geschickes zu sehen, verachtete die heimlichen Hofränke, gab auf nichts Acht, als auf das Verdienst, und ward endlich blind genug, zu glauben, daß er im Schose eines verderbten Hofes frei tugendsam sein dürfte. Aber er merkte bald, daß es Stellen gebe, die man nicht antreten kann, wenn man seine Pflichten gradehin erfüllen will, und wo man vergebens klug ist, wenn man sich nicht verstellen kann. Bald glänzte die Sonne nicht mehr über dem Palaste des tugendsamen Morads. Das Unge-

witter versammelte sich über seinem Haupte, und das Gemurmel des Neides und Hasses ertönten um ihn her.

Die Seele Morads war bereit zu seinem Falle, bevor sein Geist demselben vorzukommen wußte; er empfand die Herannäherung seiner Ungnade, und erstaunte nicht. Alsbald verließ ihn der parasitische Haufen der Weichlinge. Diese Gattung Menschen sind denjenigen Vögeln gleich, welche beim Anbruch eines Ungewitters die Gipfel der Paläste und Thürme verlassen, und auf der Erde flattern; sie verließen ihn in dem Augenblicke, wo er anfing, ihres Trostes bedürftig zu sein. Die Hofherren, die die Zufluchtsmittel an den Höfen besser kannten, eilten nicht so sehr: aber sie folgten ihnen bald nach, als sie die Ungnade Morads befestiget sahen. Die grosen Säle seines Palastes, die ehemals so voll von seinen Freunden waren, sind nun einer traurigen Einsamkeit überlassen, und

nur eine kleine Zahl auserlesener Seelen, die ihn mehr seiner Tugend als seines Standes wegen liebten, besuchten ihn. Von nun an erblicket er die ganze Tiefe des Abgrundes, den er sich unter seinen Füsen gegraben hatte, indem er dem Fürsten und dem Volke als ein rechtschaffener Mann diente, und die Gunst der Grosen vernachlässigte. Er sah die Gefahr in einer Zeit, wo es zu spät war, derselben vorzukommen. Er lief vor den Thron, warf sich nieder, und berührte mit gedemüthigter Stirne die Erde, die der Fus seines Herren betrat. Seine Feinde ergriffen diesen Augenblick, und da sie ihn in der Stellung und Eingezogenheit eines Schuldigen sahen, klagten sie ihn öffentlich als einen wirklichen Verbrecher an. Um ihn zu Grunde zu richten erfanden sie alles, was Wuth und Eifersucht ihnen wider einen Mann eingeben konnten, den ihre niederträchtigen Ausuchungen nicht verderben konnten. Seine erstaunten Freunde hörten stillschweigend das

Geschrei der Verläumdung; und um in Sicherheit die Gutthaten, die sie von ihm empfangen hatten, zu geniesen, verließen sie ihren Gutthäter. Morad ward seiner Würden und aller Güter, die er aus der Hand des Kaisers empfangen hatte, beraubet; und derjenige, der den Abend vorher über ganz Indien zu befehlen hatte, sah sich gezwungen, den traurigen Rest seiner Tage im Dunkeln zuzubringen; aus besonderer Gunst seines Herren wurden ihm noch seine Herrschaften überlassen, die er von seinen Vorfahren geerbet hatte, und die ihm jezt als ein Bann- und Zufluchtsort dieneten.

v. Staell.

Morad im Unglücksstande.

Welche Veränderung für Moraden! Er, der sich schon von so langer Zeit über die Menge der Geschäffte, und über das Geräusch des Hofes beklagte; er, den der Haufen der Bittenden und Schmeichler kaum athmen ließ; er, der von dem Himmel einen Augenblick begehrte, um die Süsigkeiten der Freundschaft und Freiheit zu geniesen; dieser Morad weis nicht mehr, womit er das Leere seiner Einsamkeit erfüllen soll; der Verdruß verzehrt seine Seele, welche zu der Geschäfftigkeit eines thätigen und arbeitsamen Lebens gewöhnt war. Mit welchem Mißvergnügen sah er die Sonne an, die nur aufgieng, ihm einen geschäffteleeren Tag zu geben. Die Nacht kam, und brachte ihm

nichts als den Eckel vor einem Schlafe, nach welchem er so sehr geseufzet hatte. Morad war ein rechtschaffener Mann, und er konnte sich nicht mit sich selbst begnügen; sein Gewissen war im Frieden, und er konnte nicht allein leben. Das schimmerende Bild eines Hofes, den er verachtete, folgte ihm überall nach. Er sagte jeden Augenblick zu sich selbst: ich habe die Gelegenheit verloren, Gutes zu thun. Sein Herz sagte ihm heimlich: du hast die Macht zu befehlen verloren. Seine Traurigkeit schwächte endlich seine Leibeskräfte. Seine schmachtende Seele änderte seine Leibsbeschaffenheit; aus einem muntern und heitern Menschen wurde er finster und unruhig; er empfand gar bald, daß er sich selbst und anderen zur Last wäre; und als er zusehens abnahm, sah er mit Freuden das Ende seines Lebens herbei nahen. Das Bild des Todes, so den Schrecken der Gottlosen ausmachet, hat nichts als tröstliches für den gerechten Unglücklichen; und der tugendsame

Morad,

Morad, der demselben in dem Felde des Ruhmes so oft getrozet hat, war nicht Mensch genug, um ihn in seinem Unglücke zu fürchten. Seine Bedienten fuhren eine Zeit lang fort, ihm mit demselben Eifer zu dienen, den sie bezeigten, als die hohe Würde ihres Herren ihren Stolz und ihre Hoffnungen nährte. Das Andenken seiner Gutthathen dauerte fast zwei Jahre in den Seelen dieser Miethlinge; endlich machte sie die Veränderung seiner Gemüthsbeschaffenheit verdrüssig, und überzeugt — mehr durch ihre bösen Herzen, als durch sein Verfahren — daß es unmöglich wäre, ihn zu befriedigen, unterließen sie ihre Pflichten, und ließen ihren Herren in einem Bette fast ohne alle Hilfe schmachten. Morad! Morad! du befahlst vor einigen Augenblicken ganzen Völkerschaften, die auf den blosen Klang deiner Stimme zitterten; nun schmachtest du allein und verlassen; und das Schicksal erniedriget dich so weit, daß ein Knecht dir die

Dienste versaget, die du ihm aus Pflicht der Menschlichkeit würdest erzeiget haben.

Abuzaid, der zarte Sohn Morads, vernahm den traurigen Zustand seines Vatters; er verläßt das Kriegsheer, wo er in dessen Fustritten auf dem Pfade der Ehre wandelte, fliegt, kömmt an, und in Thränen zerfliesend, umarmt er einen sterbenden Vatter, den so zärtliche Umarmungen ins Leben zurück zu rufen schienen; aber es war um ihn geschehen; und da er den Engel des Todes heran nahen sieht, suchet er seine lezten Augenblicke zu benutzen, läßt seinen Sohn neben sein Sterbbette hinsitzen, und redet also zu ihm:

Höre Abuzaid! über die Schicksale des Lebens weggesetzet, hat dein Vatter auf dieser Erde nichts zu hoffen, nichts zu fürchten. Der Engel des Todes hält sein Opfer, und das Grab schon geöffnet, fodert seine Beute.

Höre

Höre meine Lehren mein Sohn! eine lange Erfahrung hat sie mir eingegeben; o daß sie Eindruck auf dein Herze machten! Du hast mich im Glanze der Glückseligkeit, und im Abgrunde des Elendes gesehen; meine Gröse, und mein Fall sind dir bekannt. Meine Feinde sind mit meiner Würde und Macht geschmücket: meine Schätze sind der Preis der Verläumdung und niedriger Ankläger geworden; die Milde des Kaisers hat mein vätterliches Erbtheil geschonet, und sein Zorn hätte mir meine Weisheit nicht rauben können, wenn ich sie zu erhalten gewußt hätte. Aber man verliert sie, ehe man zu der Stelle kömmt, zu der ich gelanget bin; und unglücklicher Weise erhält man sie nicht wieder, wenn man herab steiget. Wende jezt die Augen auf dich; erforsche alles, was dich umgiebt; noch einige Augenblicke, und alles was du siehest, ist dein. Mein Sohn! höre meine lezten Lehren: dieses wenige Gut wird dir genug sein, wenn du zufrieden bist glück-

lich

lich zu sein. Flieh die öffentlichen hohen Ehrenstellen: meide die Paläste der Könige. Dein Vermögen setzet dich über den Spott; deine Mäsigkeit erhalte dich unter dem Neide; sei zufrieden mit der Würde, welche dir Tugend gibt; flieh die Ehren, die sie verderben; theile deine Reichthümer mit den Rechtschaffenen, mache dich würdig Freunde zu haben; aber lerne so gut mit dir selbst zu stehen, daß du derselben entbehren könnest. In der Trunkenheit meiner Gröse und meines Glückes verachtete ich die Verläumdung; wer wird euch hören, rief ich, und was könnet ihr mir schaden? Ich war im Irrtume. Mein Sohn! mache dir mein Beispiel zu Nutzen: verachte die Bosheit derjenigen nicht, die vor dir kriechen; denke, daß der Schmeichler allezeit der Feind derjenigen ist, denen er räuchert, und daß er nichts suchet, als sich theuer seine eigene Erniedrigung bezahlen zu lassen. Also redete Morad, und starb eine kurze Zeit darauf.

v. Castell.

Meine Wünsche.

Wäre mir erlaubt, unter den glänzenden Gaben der Götter zu wählen: Gold und Silber könnten mich nicht verführen; der Pracht und Glanz eines Reiches verblendeten meine Augen nicht; groser Witz würde mich wohl versuchen, wenn er mich glücklich machen könnte; allein wie viele, die denselben haben, sind nicht unglücklich! und wie oft ist derselbe ganz allein ein bloser Wahnwitz; der Weise muß besser wählen.

Ich würde zu den Beherrschern des Himmels sagen: mächtige Götter! durch die alles lebet! sehet die einzigen euerer unschätzbaren Wohlthaten, euerer vortrefflichen Geschenke, die ich mir wünsche:

Ein

Ein empfindsames und edles Herz; einen Freund, der mich glücklich macht; und gesunde Vernunft, um mich wohl zu betragen.

Göbhard.

Der Hösling und der Traum.

Eine Erzählung.

Ein Hösling, indem er mit seinem Herrn sehr vertraut lebte, mit ihm speisete und jagte, trachtete nach allen Ehrenämtern, und war so ehrgeizig als er nur sein konnte.

Nach

Nach einem Bale schlief er ein, und ihm träumte, als eilete er durch die dunkelsten Dünste nach Schattenbildern. Dieser Traum war nicht ohne Bedeutung. Lebhaft, hurtig und glänzend flatterten diese Bilder unter seiner Hand, und umgaben ihn mit falschem Scheine; sie näherten sich ihm, und plötzlich flohen sie davon. Der hitzige Träumer, für jedes entbrannt, verfolgte sie alle, und erhaschte keines. Er erwachte, kleidete sich an, und eilete nach Hof.

Alles hat schon eine andere Gestalt. Er hält an, er bittet um ein Amt, welches ein anderer noch vor dem Ende des Tages erhält. Er war den Tag vor dem Bale Besitzer eines Freundes, der ein Gegenstand seiner Vergnügungen war: die Freundschaft, sprach er, ist mir übrig; sie tröstet auf eine wunderbare Weise; und da er dieses sagte, hatte er keinen Freund mehr. Übel am Hofe empfangen, kehret er in die Stadt

zu-

zurück; und da er sah, daß er Schlösser in die Luft gebauet, und sich einer nur allzu-vergeblichen Hoffnung überlassen hatte; auch überall nichts als Lügen, Ärgerniß, Verblendung und Qual antraf, erinnerte er sich seines Traumes, den er einst hatte. Ich erkläre, schrie er aus, sein ganzes Geheimniß: durch ihn hat das Verhängniß geredet; ich schlafe nicht, die Sache ist klar, aber ich träume alles wachend.

Göbhard.

Homers und Virgils Schilderung.

Homer ist mehr Dichter, Virgil ist ein vollkommnerer Dichter. Der erste besitzet in einer erhabneren Stufe einige von den Eigenschaften, welche die Dichtkunst fodert; der zweite vereiniget eine grösere Anzahl derselben, und sie befinden sich alle bei ihm in dem genauesten Gleichmase. Der eine verursachet ein lebhafteres, der andere ein süseres Vergnügen. Man kann noch mit mehrerer Wahrheit von der Schönheit des Geistes als von jener des Ge-

sichtes sagen, daß eine Art von Unregelmäsigkeit sie einnehmender mache. Der Mensch von Genie wird mehr von Homern begeistert, der Mensch von Geschmacke wird mehr von Virgilen gerühret. Man bewundert den ersten mehr, und für den andern hat man mehr Hochachtung. Es ist mehr Gold in dem Homer, aber was in dem Virgil ist, das ist reiner, und feiner bearbeitet. Dieser hat wollen Dichter sein, und hat es können sein, jener würde nicht im Stande gewesen sein, es nicht zu sein.

Wenn Virgil sich nicht auf die Dichtkunst geleget hätte, so würde man vielleicht nicht gemuthmaset haben, daß er fähig gewesen, gros darin zu werden. Hätte Homer — ich will was unmögliches setzen — seine Fähigkeit mißkannt, und zuerst in einem andern Fache gearbeitet; so würde ihn die allgemeine Stimme seiner Mißkenntniß oder vielleicht nur seiner Eingezogenheit

halber

halber erinnert haben. Man würde ihm gesagt haben, er sei zu etwas höherem geboren. Homer ist einer der grösten Geister, die jemals gewesen sind; Virgil ist einer der Vollständigsten. Die Äneide ist mehr werth als die Iliade, aber Homer war mehr werth als Virgil. Ein groser Theil der Fehler der Iliade sind die Fehler des Jahrhunderts, darin Homer lebte; aber die Fehler der Äneide sind die Fehler Virgils. In der Iliade sind mehr Irrthümer, und in der Äneide mehr Fehler. Schriebe Homer heut zu Tage, so würde er die Mängel nicht mehr begehen, die er begangen hat; Virgil aber würde noch seine Fehler haben. Man hat Virgiln dem Homer zu danken. Man weis nicht, ob dieser Muster gehabt habe; aber man empfindet, daß er sie hat entbehren können. In Homern ist mehr Fähigkeit und Überfluß, mehr Kunst und Auswahl im Virgil. Beide sind Maler. Sie malen die ganze Natur, und die Wahl ist wunder-

bar in beiden; allein im Virgil hat sie mehr Annehmlichkeit, und in dem Homer verräth sie mehr Feuer. Homer hat sich mehr als Virgil gebunden, die Menschen, ihre Eigenschaften und Sitten zu schildern; er ist lehrreicher, und hierin bestehet nach meiner Meinung, der Hauptvorzug, den der griechische Dichter vor dem lateinischen hat. Die Sittenlehre Virgils ist besser; und dies ist das Verdienst seines Jahrhunderts, die Wirkung des Lichtes, das von Zeitalter zu Zeitalter sich vermehrte; aber Homer hat mehr Sittenlehre, und das ist in ihm ein eigenes und persönliches Verdienst, die Frucht seines besondern grosen Geistes. Virgil hat den Homer in der Anlage und Anordnung übertroffen. Es wird ehender ein Virgil als ein Homer kommen. Wir haben nicht zu fürchten, daß die Fehler Homers sich erneuern; ein Schüler würde sie vermeiden; aber wer wird uns seine Schönheiten wieder geben.

Wreden.

Schilderung

Schilderung des Trissino.

Als das römische Reich durch die Barbaren zerstört wurde, bildeten sich viele Sprachen aus den Trümmern der lateinischen, gleichwie viele Reiche auf den Trümmern Roms sich erhoben. Die Eroberer brachten in ganz Westen ihre Barbarei und Unwissenheit; alle Künste giengen zu Grunde; erst nach 800. Jahren fiengen sie wieder an, aufzublühen, aber gothisch und vandalisch. Was uns unglücklicher Weise von der Bau- und Bildhauerkunst von selbiger Zeit übrig ist, das ist ein Mischmasch von Ungereimtheiten. Die Mönche erhielten die lateinische Sprache, um sie zu verderben. Die Franken, Vandalen und Longobarden mischten in das verdorbene Latein ihre unregelmäsige, unfruchtbare und undeutliche Sprache. End-

lich reinigte sich die italientsche Sprache zuerst, als die älteste Tochter der lateinischen, hernach die spanische, darauf vervollkommnete sich die französische und englische. Die Dichtkunst war die erste der schönen Künste, so mit Fortgange ist angebauet worden. Dantes und Petrarcha schrieben in einer Zeit, wo man kein erträgliches Werk in ungebundener Rede hatte. Seltsame Sache! daß fast alle Nationen der Welt Dichter zählten, ehe sie eine einzige andere Gattung Schriftsteller hatten. Homer blühte bei den Griechen länger als ein Jahrtausend, ehe ein Geschichtschreiber erschien. Die Gesänge des Moses sind für das älteste Denkmal der Hebräer zu halten. Man hat Gesänge bei den Karaiben gefunden, welche in allen Künsten unwissend waren. Die Barbaren an den Ufern des Balthischen Meeres hatten ihre berühmten Runers in den Zeiten, wo man nicht lesen konnte. Dies beweist im Vorbeigehen, daß die Dichtkunst den Menschen

schen angeborner ist, als man glaubt. Es sei wie es wolle, Tasso war noch in der Wiege, als Trissino der Verfasser der berühmten Sophonisbe, welches das erste Trauerspiel in ungebundener Rede ist, ein Heldengedicht unternahm; sein Gegenstand war das durch den Belisarius unter dem Kaiser Justinian von den Gothen befreite Italien. Der Riß ist weislich und regelmäsig entworfen, aber der dichterische Geist darin ist schwach. Das Werk machte nichts destoweniger sein Glück, und diese Morgenröthe des guten Geschmacks glänzte einige Zeit, bis sie von dem grosen Tage verschlungen wurde, welcher den Tasso gebar. Trissino war ein Mann von einer weit ausgebreiteten Kenntniß, und einer grosen Fähigkeit; Leo der Zehnte brauchte ihn in einem wichtigen Geschäffte; er wurde Gesandter bei Karl dem Fünften; aber er opferte seinen Ehrgeiz und das angebliche Solide der Geschäffte seinem Geschmacke für

die schönen Künste auf. Er ist hierin wohl unterschieden von etlichen berühmten Männern, welche die schönen Wissenschaften verliessen, ja verachteten, nachdem sie durch dieselben ihr Glück gemacht hatten. Er war — und das zwar billig — von den Homerischen Schönheiten gereizt, und sein groser Fehler ist doch, ihn nachgeahmt zu haben; er hat alles daraus genommen, auser das Genie nicht; er stützte sich auf Homern, um zu gehen, und fällt, da er ihm folgen will. Er bricht die Blumen des griechischen Dichters ab, und sie welken in seinen Händen. Trissino scheint Homern nur in den Beschreibungen abgezeichnet zu haben; er ist sehr geschickt, die Kleidung und Hausgeräthe seiner Helden zu malen, aber vergißt sie selbst zu schildern. Ich nehme mir nicht vor, seine Fehler zu bemerken; sondern ihm das Lob zu geben, das er verdient, als der erste neuere aus Europa, der ein regelmäsiges, obschon schwaches

Helden-

Heldengedicht gemacht hat, und der sich gewagt hat, das Joch der Reimen abzuschütteln. Was noch mehr ist: er ist der einzige italienische Dichter, in welchem kein Wortspiel ist. Und daß er keinen falschen Witz, keine Bezauberung und bezauberte Helden in seinem Gedichte hat, ist ihm ebenfalls kein geringes Verdienst.

Wreden.

Die zween Reisenden, eine Erzählung.

Ja, Bruder! wenn ich dir soll sagen,
Was mir auf Reisen ist geschehn;
Du hast in deinen Lebenstagen
Dergleichen nichts gesehn.

Daß ich von feurgen Männern auf dem Felde,
Und von Gespenstern in der Stadt,
Und von dem wilden Heere dir nichts melde,
Hör! was ich in einem Wald ich that.
Ein Löwe sprang nach meinem Nacken,
Den hab ich gleich erlegt;
Flink wußt ich ihn am Hals zu packen,
Er hat den Fus nicht mehr geregt.
Sieh! sprach der andere, auf mein Gewissen,
Ein Tieger ward von dieser Hand
Bei Steckenbach im Thal zerrissen;
Das ist dem ganzen Dorf bekannt.
Wer war der gröste nun in den Gefahren?
Der Streit hat ihre Brust entzündt;
Schon nahmen sie sich fragend bei den Haaren,
Ob Tieger oder Löwen stärker sind?
Da kömmt ein Wolf: sie hören auf zu streiten.
Wem? wem gehöret nun die Siegeskron?
Das läßt sich leicht entscheiden:
Denn beide Helden flohn davon.

Mit grosen Thaten pranget oft der Mund;
Die That macht bald der Zunge Lügen kund.

Wreden.

Wer

Gebrauch der Fabeln.

Etliche Kustrichter, die weniger klug, als streng waren, haben die alte Götterlehre als eine Sammlung kindischer Erzählungen, welche der Ernsthaftigkeit unwürdig wären, verbannen wollen. Wie wäre es aber so betrübt anzusehen, wenn man den Homer, Hesiod, Ovid, und alle unsere schönen Tapezereien, unsere Gemälde, Sing- und Schauspiele verbrennen wollte? Viele Gedichte sind bei allen dem mehr philosophisch, als diese Herren Philosophen sind. Wenn sie Äsops Fabeln Gerechtigkeit erzeigen: was soll man denen thun, so von dem menschlichen Geschlechte geehret waren, als sie demselben Unterweisung gegeben haben. Sie sind mit vielen Abgeschmacktheiten vermischt, denn was ist ohne Mischung? Aber alle Jahrhunderte werden die Büchse der Pandora annehmen,

nehmen, auf derer Grunde der Trost des menschlichen Geschlechtes liegt; die zwei Gefäse Jupiters, welche ohne Aufhören das Gute und Böse ausgiesen; Ixions Rad, das Sinnbild und die Züchtigung des Ehrgeizigen; der Tod des Narzissus, der die Strafe der Eigenliebe ist, sind Lehren für alle Menschen. Ist was ergötzenders als die Geburt der Göttin der Weisheit, die aus dem Haupte des Herrn der Götter entsprossen ist? Ist was wahrer und angenehmer, als die Göttin der Schönheit, welche nie ohne die Grazien zu sein verpflichtet ist? Die Göttin der Künste, und alle Töchter des Gedächtnisses unterhalten uns die nicht eben sowohl als Locke? Amors Pfeile, seine Kindheit, Flora, geschmeichelt durch die Zephire u. s. w. sind das nicht die sinnlichsten Sinnbilder der ganzen Natur? Diese Gedichte haben die Religion überlebt, die sie heiligte, die Tempel der Ägiptischen und Römischen Götter sind nicht mehr, und

Ovid

Ovid bestehet noch. Man kann die Gegenstände der Leichtglaubigkeit zernichten, aber die Gegenstände des Vergnügens nicht; wir werden auf ewig diese wahren und lachenden Bilder lieben. Lukrez glaubte nicht an die Götter der Fabel, aber er verehrte die Natur unter dem Namen Venus.

Wenn das Alterthum in seinen Finsternissen sich beflissen hätte, die Gottheit in ihren Sinnbildern zu erkennen, hätte man ihm viele Vorwürfe zu machen? Der schöpferische Geist der Welt ward von den Weisen angebetet; er herrschte über die Meere unter dem Namen Neptun, über die Luft unter dem Sinnbilde der Juno, über die Felder unter dem Namen Pan, über die Heere unter dem Namen Mars. Man vereinigte alle ihre Eigenschaften, Jupiter allein war der einzige Gott. Der Pöbel betrog sich — doch, was stört uns der Pöbel? Es ist nicht zu befürchten,

das

daß man ein Heid werde, wenn man zu Paris die Singspiele der Proserpina gesehen hat, oder wenn man zu Rom Psichens Vermählung von Raphaelen gemalet in einem Palaste des Pabstes sieht. Die Fabel bildet den Geschmack, und macht Niemanden zum Abergläubigen.

Die schöne Fabel des Alterthums hat den grosen Vortheil über die Geschichte, daß sie eine sinnliche Sittenlehre vorstellet. Das sind Lehren der Tugend, da fast die ganze Geschichte ein Erfolg der Laster ist. Jupiter in der Fabel steigt auf die Erde, um den Tantal und Likaon zu strafen; aber in der Geschichte sind unsere Tantaln und Likaonen die Götter der Erde. Die Geschichte scheinet die Fürsicht anzuklagen; die schönen sittlichen Fabeln rechtfertigen sie. Es ist klar, es giebt Leute in dieser Welt, so noch die eine, noch die andere verstehen, und schreien gegen beide. Lasse man sie reden, und lesen wir

Homern

Homern eben so, wie den Titus Livius. Alle Künste sind Freundinen, weil sie göttlich sind. Wer sie trennen will, erkennet sie von weitem nicht. Die Geschichte lehret uns das, so menschlich ist; die Fabel, wie es sein sollte.

Wreden.

Die Schwermuth des Weisen.

So ist denn ungenossen
Die Hälfte meines Lebens hingeflossen?
Am frühen Morgen
Ergreifen mich die Sorgen;
Wie oft bin ich bei später Nacht
Zur Arbeit aufgewacht!

Wie ungerecht ist das Geschick!
Schon wieder winket mir der Arbeit finstrer Blick!
Amint, der dumme Reiche lebt vergnügt,
In sanfter Wohllust eingewiegt,
Wie ungestört genieset er sein Gut!
Er ißt und trinkt und schnauft nnd ruht:
Doch wer? — wer lebt in solcher Ruh?
Amint und — seine Kuh.

Der Dumme.

Wie glücklich ist der Dumme nicht!
Was auf der Erde kann ihn kränken?
Im Schlaf erfüllet er die Hälfte seiner Pflicht,
Und wachend hat er nichts zu denken.

Wiederruf.

Den Dummen halt ich doch nicht für den Glücklichsten:
Er hat sich zwar nicht viel zu kränken,
Im Schlaf hat er nicht mehr, als wenn er wacht, zu denken:
Allein wann lebt er denn?

Wreden.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wie ungerecht ist das Geschick!
Schon wieder winket mir der Arbeit finstrer Blick!
Amint, der dumme Reiche lebt vergnügt,
In sanfter Wohllust eingewiegt,
Wie ungestört genieset er sein Gut!
Er ißt und trinkt und schnauft nnd ruht:
Doch wer? — wer lebt in solcher Ruh?
Amint und — seine Kuh.

Der Dumme.

Wie glücklich ist der Dumme nicht!
Was auf der Erde kann ihn kränken?
Im Schlaf erfüllet er die Hälfte seiner Pflicht,
Und wachend hat er nichts zu denken.

Wiederruf.

Den Dummen halt ich doch nicht für den Glücklichsten:
Er hat sich zwar nicht viel zu kränken,
Im Schlaf hat er nicht mehr, als wenn er wacht, zu denken:
Allein wann lebt er denn?

Wreden.

Bayerische Staatsbibliothek München